

DER **LANDSER**

Deutsch: 5.15,- (ca. 1.400 DM) Post ab: 3.00,-
Schweiz ab: 2,- (ca. 600 DM) Post ab: 1.50,-

1,50 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

917

FRED NEMIS

Kampf in der Wüste

Kommando-Krieg in Nordafrika. — Ein persönlicher Erlebnisbericht



Scan & Korrektur: Keulebernd

Eichenlaubträger des Heeres



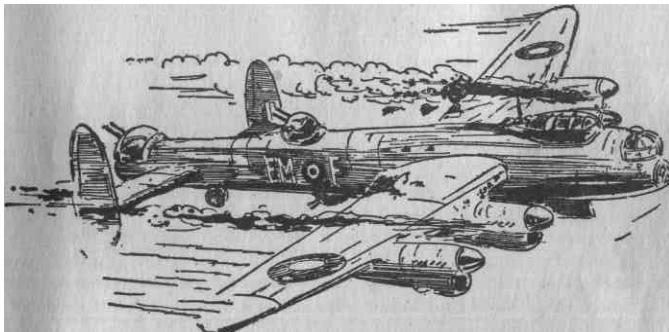
Heinz-Otto Fabian

Fabian gehörte als Offizier zum Panzergrenadierregiment 361 der 90. Panzergrenadierdivision. Diese Division kämpfte seit Beginn der alliierten Landung in Süd- und Mittelitalien und anschließend auf Korsika und Sardinien. Fabian erhielt bei den schweren Kämpfen in Süditalien am 17.3.1944 als Oberleutnant das Ritterkreuz. Das Eichenlaub wurde ihm nur knapp vier Monate später verliehen. Fabian war als Hauptmann und Kommandeur des II./Pz.Gren.Rgt. 361 hervorragend an den Abwehrerfolgen seiner Division beteiligt. Als 522. Soldat der Wehrmacht wurde er für seinen Einsatz am 9.7.1944 mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet.

Durch den langen zeitlichen Abstand von den Geschehnissen ist es nicht immer möglich, exakte Daten z. B. hinsichtlich der Einheits-Zugehörigkeit etc. der hier gewürdigten Persönlichkeiten auszuarbeiten. Auch die Zeitpunkte der Ordensverleihung können differieren. Für dokumentarisch belegte Berichtigungen in solchen Fällen sind wir immer dankbar und selbstverständlich bereit, dieselben im »LANDSER« zu veröffentlichen.

Kampf in der Wüste

Kommandokrieg auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz



Im vorliegenden Band schildert Fred Nemis, während des II. Weltkrieges Angehöriger von Spezial- und Sabotageeinheiten, den Einsatz der legendären britischen Kommando-Gruppen auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz. Es ist hier von Männern die Rede, die weder Tod noch Teufel fürchteten und doch auch nur ein Leben zu verlieren hatten. Sie waren durch eine Ausbildung gegangen, die allein schon einer Hölle gleichgekommen war. Man hatte sie das lautlose Töten gelehrt, aber auch das Ertragen von unmenschlichen Strapazen. In Afrika war es ihre Aufgabe, durch Sabotageaktionen und minuziös geplante Überfälle das menschliche und materielle Potential des deutschen Gegners zu schädigen und Aufgaben durchzuführen, von deren Gelingen ganze strategische Operationen beeinflußt werden konnten. Wie ihr »Kampf im Dunkel« verlief, lesen Sie in diesem dokumentarischen Bericht.

Die Redaktion

Donnerstag, der 29.7.1941 im Camp S-287, 40 Kilometer südöstlich von Kairo. Eine sternklare Nacht, von jener weltentfernten Stille erfüllt, wie sie nur die afrikanische Wüste kennt. Die Dunkelheit hatte die unendliche Ebene gelben Sandes und grüner Kameldornbüsche wegewischt. Ein leichter, kühler Wind strich um die Zelte des kleinen Sondercamps der »Long Range Desert Group« (brit. Sondereinheit »Wüstenpatrouille«).

Vor dem Zelt des Kommandeurs hockten sieben Offiziere im Kreis um einen Tisch. Es waren durchweg hagere, sehnige und von der Sonne braungebrannte Männer zwischen 25 und 40 Jahren. Neben dem Kommandeur, Colonel Prendergast, saß ein mittelgroßer Mann, Mitte bis Ende Dreißig; man konnte sein Alter schlecht schätzen. Er sowie ein direkt neben ihm sitzender etwa 30jähriger Lieutenant waren heute Gäste und zugleich auch die wichtigsten Personen bei dieser kurzen Besprechung. Nun endlich sollte die Zeit der wochenlangen Ausbildung vorbei sein, endlich ging es gegen die »Fritzen« (Deutschen).

»Well, ich versichere Ihnen, Mr. Haselden, dies ist das tollste Ding, das wir je ausgebrütet haben«, wandte sich Prendergast an den neben ihm sitzenden Oberstleutnant.

Nur sehr wenige hatten diesen schon fast legendären Lieutenant Colonel (Oberstleutnant) John Haselden jemals richtig zu Gesicht bekommen. Er war der beste Mann der Briten, der sich schon seit Monaten, als Araber verkleidet, im Rücken der Deutschen herumtrieb.

»Dank Ihrer Ermittlungen wird es uns jetzt sicher gelingen, den »Jerries« (Deutschen) mal ordentlich einzuheizen. Selbstverständlich gebe ich Ihnen Lieutenant Thompson mit. Er wird sich in Cisterna, in Rommels unmittelbarer Nähe, einquartieren, und ich hoffe, daß er uns ebenso gute Nachrichten übermitteln kann wie Sie, Mr. Haselden.«

»Danke, Mr. Prendergast«, erwiderte Haselden knapp. »Ich

werde übermorgen zusammen mit Mr. Thompson und zwei Mann das Camp wieder verlassen. Wir werden uns bei Cisterna (Cirene) absetzen lassen. Mein alter Freund Ahmad ben Yussuf erwartet mich und meine Begleiter dort. Ich werde dann wieder auf Erkundung gehen, während Lieutenant Thomsen mit den beiden anderen in Cirene bleibt, bis wir in Breda Littoria etwas Passendes gefunden haben. Seine Aufgabe wird es sein, das Hauptquartier Rommels im Auge zu behalten und festzustellen, wie lange sich der General dort aufhält. Eines Tages werden wir den Bau ausräuchern können!« Haselden machte eine kurze Pause und nahm einen kleinen Schluck Whisky, ehe er fortfuhr: »Doch vorerst müssen Sie zusehen, Sir, daß Sie mit Ihren dreihundert Mann durch die Wüste bis zu den angegebenen Zielen kommen! Die ›Jerries‹ werden vielleicht Augen machen, wenn sie weitab von der HKL (Hauptkampflinie) Zunder bekommen!«

»Worauf Sie sich verlassen können, Mr. Haselden«, gab Prendergast lachend zurück. »Wir werden über sie herfallen, daß sie meinen, der Teufel sei unter sie gefahren! Das wird das tollste Ding des Jahrhunderts. Wenn dieser Raid so hinhaut, wie wir es geplant haben, dann ist der verdammte Krieg gewonnen. Ehe ich es vergesse: Ich möchte gleich unseren zweiten Gast vorstellen.« Er deutete auf den Lieutenant, der links neben Haselden saß:

»Lieutenant Stirling. Er baut eine neue Sondereinheit auf, und die Angehörigen dieser Einheit erhalten von uns Rangerausbildern ein Spezialtraining im Wüstenkampf. Mr. Stirling wird mit seinem neuen Verein, dem ›Special Air Service‹ (SAS) aufs engste mit uns zusammenarbeiten, und wir werden unsere Unternehmen mit denen des SAS so gut es geht koordinieren. Ich denke, Mr. Thompson und Mr. Stirling kennen sich ja schon!«

Die beiden genannten Offiziere verneigten sich und lächelten kurz.

»Mr. Thompson, sind alle Vorbereitungen für Ihre und die Abreise der beiden Sergeants getroffen?« erkundigte sich Prendergast in seiner forschen, etwas hart wirkenden Art.

»Jawohl, Sir«, gab Jeffri Thompson, ein schlanker, mittelgroßer Mann Ende 20, zurück. Er war Reserveoffizier und seit fast 15 Jahren in Afrika beheimatet. Von Beruf war er Exportkaufmann, beherrschte nahezu alle arabischen Dialekte des mittleren Ostens und kannte sich bei Land und Leuten bestens aus. Er war einer der fähigsten Offiziere der Long Range Desert Group.

Diesmal würde ihn sein neuer Auftrag nach Cirene und direkt in die Höhle des Löwen führen. Er und zwei Sergeants würden dort genauestens die Gewohnheiten Rommels, seine Arbeitsweise, die Bewachung und vieles andere erkunden. Seit dieser General Rommel im März 1941 General Wavell so überraschend mit seiner soeben gelandeten Division angegriffen und bis an die Grenze Ägyptens zurückgeschlagen hatte, war man im britischen Hauptquartier darauf bedacht, an die Kampfweise von E. T. Lawrence anzuknüpfen und eine Truppe aufzustellen, die im Rücken des Feindes operierte.

Chef aller britischen Kommandotruppen und Sonderkampfverbände war Großadmiral Sir Roger Keyes. Bei ihm in London liefen alle Fäden zusammen. In enger Zusammenarbeit mit Colonel Wentell, dem Chef der Nachrichtenabteilung im Hauptquartier General Wavells, hatte Oberst Prendergast über den gesamten arabischen Raum, vom Atlantik im Westen bis zum Tigris im Osten, sein neues Operationsfeld auszudehnen.

Neben den Long Rangers von Colonel Prendergast wurde nun eine neue Sondereinheit aufgestellt, die im Grunde genommen dieselben Aufgaben hatte wie die Rangers. Der SAS sollte dann später und bis zum Kriegsschluß auch noch sehr erfolgreich in Europa operieren. Hier, auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz, erfolgte sein Debüt. Erstes

Ziel dieser Einheit waren Feldflugplätze der Deutschen, weit hinter den Linien. Diese Einsätze sollten nach Möglichkeit mit denen der Long Rangers koordiniert werden.

In einem Land, das den Menschen und dem Krieg seine eigenen Gesetze aufzwang, in einem Land, in dem die Truppe über viele hundert Kilometer hinweg mit Verpflegung, Waffen, Munition und Treibstoff versorgt werden mußte, in solch einem Land kam es auch entscheidend auf die Sicherung dieser wichtigen Nachschubwege an.

Wenn man diese Nachschubwege unterband, sie mit schnellen, blitzartigen Überfällen zerstörte, Treibstofflager sprengte, lebensnotwendige Wasserstellen unbrauchbar machte oder Reparaturwerkstätten und Versorgungsdepots in die Luft jagte, konnte der Krieg für einen eben noch siegreichen Gegner jäh im totalen Zusammenbruch enden.

Lt. Colonel Haselden war vor drei Tagen mit U-248 wieder in britisches Kampfgebiet zurückgekehrt und hatte im Hauptquartier in Kairo einen Tag Aufenthalt gehabt, um sich dann zu Colonel Prendergast zu begeben. Sein Erkundungsbereich war inzwischen so umfangreich geworden, daß er es allein bald nicht mehr schaffen konnte.

Haselden hatte sich schon wochenlang hinter den deutschen Linien herumgetrieben, ohne daß auch nur einer hinter dem Araber einen Engländer vermutet hätte. In Breda Littoria zum Beispiel hatte er sich mehr als einmal des Nachts auf die Lauer gelegt, um die Gewohnheiten Rommels zu studieren. Er kannte den Wagen und den Fahrer von Rommel so gut wie die Offiziere aus der Umgebung des Generals.

Jetzt würde Lieutenant Thompson diese Rolle übernehmen müssen, bis man eines Tages zuschlagen konnte. Der Mann, den fast jeder englische Soldat dem Namen nach besser kannte als die eigenen Generale und dem man nachsagte, er sei kugelfest, mußte endlich von der Bildfläche verschwinden.

In den nächsten Tagen würde das Camp von den Long

Rangers geräumt werden, da sie in der nächsten Zeit von der Oase Siwa aus operieren wollten. Von dort würde sich die Kolonne aus 123 Fahrzeugen, jedes besetzt mit drei Mann, auf den Weg nach Nordwesten machen, um weit im Rücken des Gegners anzugreifen. Hauptziele waren Bengasi und Derna; dort wollte man die Nachschubhäfen angreifen und zerstören.

Colonel Prendergast hatte die Abteilung in drei große Gruppen aufgeteilt. Eine sollte mit 40 Fahrzeugen auf Bengasi vorstoßen, die zweite Gruppe in Richtung Derna vorrücken, und spät im Herbst sollte es wohl soweit sein, daß man das Unternehmen auf Rommels Hauptquartier starten konnte.

Mittwoch, 5.8.1941, in der Oase Siwa.

Die Zurückbleibenden blickten den Staubwolken nach, die sich nach und nach verflüchtigten. Colonel Prendergast hatte als erster mit 30 Fahrzeugen die Oase Siwa, den zukünftigen Stützpunkt der Long Range Desert Group, verlassen. 24 Stunden später sollte die zweite Gruppe mit 45 Fahrzeugen unter Führung von Captain Le Fefre folgen. Und genau 24 Stunden darauf die letzte Gruppe unter Führung von Captain Jeffris.

Sie wollten getrennt marschieren, um dann vereint zuzuschlagen. Ihr Hauptziel war nach wie vor Bengasi. Dann war beabsichtigt, die Kolonne von Captain Le Fefre auf den Flugplatz bei Gazala anzusetzen

und von da aus nach Derna abzudrehen. Captain Jeffris sollte zu Colonel Prendergast stoßen; mit 210 Mann würden sie den »Jerries« sicher eine Menge Ärger machen können.

General Penthouse hatte Prendergast zugesichert, daß die Versorgung auf dem Luftweg klappen würde. Sie standen in ständigem Funkverkehr untereinander. Jeder der hier operierenden Männer wußte, wie viele Meilen vor ihnen lagen und daß sie nur nachts fahren konnten. Sie fuhren von der Oase Siwa aus quer durch die Sahara, durch eine völlig

vegetationslose Wüste, in der man erst eine befahrbare Piste finden mußte.

Doch das, was sie dann wirklich an Schwierigkeiten erwartete, hätte sich keiner der Teilnehmer auch nicht in den kühnsten Träumen ausmalen können. Nacht für Nacht mußten die Kolonnen eine Rast einlegen, um abgekommene Fahrzeuge durch Lichtsignale wieder heranzuholen oder sie zu suchen. Dazu gab es fast regelmäßig unvorhergesehene Pannen, weil Fahrzeuge unvermutet in Wadis gerieten, die angefüllt waren mit riesigen Gesteinsbrocken, die eine Durchfahrt unmöglich machten. Dann mußten wieder Spähtrupps einen Weg suchen, wenn die Kolonne im Treibsand steckengeblieben war. Hatte man die Fahrzeuge endlich wieder auf festem Boden, gab es anderen Ärger. Filter mußten von dem feinen, alles durchdringenden Sand gereinigt werden, gebrochene Blattfedern waren auszuwechseln und alles mögliche an anderen technischen Störungen. Es gab mehr Ärger, als man je erwartet hatte.

Bis zum 17. August hatte Prendergast ständig Funkverbindung mit den beiden anderen Gruppen. Jeden Abend bekam er einen genauen Rapport, der ihm einen Überblick verschaffte und bestätigte, daß die anderen Gruppen unter den fast gleichen Schwierigkeiten zu leiden hätten.

Schon am vierten Tag meldete Captain Le Fefre den Ausfall von drei Fahrzeugen. Einen Tag darauf meldete Captain Jeffris einen Fahrzeugtotalverlust und drei Tote. Aus nicht zu klärender Ursache war während der Fahrt eine Tellermine auf dem Fahrzeug explodiert. Von dem Wagen und seinen Insassen war nichts mehr übriggeblieben. Dazu wurden noch zwei weitere Fahrzeuge beschädigt und fünf Mann durch Splitter und herumwirbelnde Trümmerreste verletzt.

Am zwölften Marschtag mußte das Wasser schärfer rationiert werden. Jedes Fahrzeug führte 250 Liter Wasser mit sich. Doch Stichproben hatten ergeben, daß die Besatzungen

der Fahrzeuge einiges mehr verbrauchten als die erlaubte Ration.

Colonel Prendergast ließ zunächst die Tagesration pro Mann auf drei Liter festsetzen, dann auf 2,5 Liter und schließlich langte man bei zwei Litern an. Jetzt wurde es kritisch, denn die Männer mußten sich ab und zu auch einmal waschen.

Colonel Prendergast war immer und überall dazwischen, wenn er auf eine Bummelei stieß. Fälle von Disziplinlosigkeit traten auf, und Prendergast mußte hart durchgreifen, wenn er nicht in wenigen Tagen einen zügellosen Haufen führen wollte. Er ließ einen altgedienten Sergeant sechs Stunden lang an seinen Wagen binden, weil er einem Kameraden während der Rast die Feldflasche ausgetrunken hatte. Einem Corporal drohte er mit dem Kriegsgericht, weil er zu müde oder vielleicht auch nur zu faul war, den Luftfilter seines Motors zu reinigen.

Prendergast bekam auf eigenen Befehl pro Tag einen halben Liter weniger Wasser als jeder andere.

Nach den ersten drei Wochen war der Colonel dazu übergegangen, nur noch kurze Nachtmärsche zu machen und auch am Tage zu fahren. Sie rasteten morgens und abends und fuhren erst dann weiter, wenn die Hitze kaum noch erträglich war und jede Berührung mit Metallteilen Brandblasen verursachte.

Die Tagesmärsche hatten ihren guten Grund. In dieser Zeit waren sie vor Überraschungen am sichersten. Solange die Fronten ruhig blieben, bewegte sich kein Mensch in den heißesten Tagesstunden, in denen schon eine Anstrengung war, zu laufen oder auch nur eine Hand zu bewegen.

Infolgedessen gab es auch keine Flugzeuge am Himmel. Wurde die Luft dann wieder klarer oder kündete die sich verschleiernde Sonne den Abend an, wurde die Kolonne weit auseinandergezogen und mit Netzen und Sandaufwürfen getarnt.

Auf diese Weise arbeitete sich Prendergast mit äußerster Vorsicht durch die Wüste und verlor durch den mörderischen Raid bisher acht Fahrzeuge. So näherte sich die Kolonne nach fast einem Monat dem ersten Versorgungspunkt, an dem aus der Luft Benzin und Wasser zugeführt werden sollten.

Es war geplant, an dieser Stelle ein Versorgungsdepot für weitere Unternehmungen einzurichten, so daß die Rangers weitab von der eigenen HKL operieren konnten. Den Funkverkehr mit General Penthouse hatte Prendergast einstellen lassen, denn sie befanden sich jetzt im Abhörbereich des Gegners, und er hatte nur noch knapp bemessene Sprechfunkverbindung mit den beiden anderen Gruppen. Einmal in 24 Stunden, zu täglich wechselnden Zeiten, meldeten sie sich bei Prendergast und gaben einen kurzen Bericht. Captain Le Fefre stand einen Tagesmarsch weiter südöstlich von der Kolonne Prendergast.

»Wir benötigen dringend Frischwasser. Stimmung und Disziplin ausgezeichnet«, meldete er. Auch Captain Jeffris meldete sich täglich, gab seinen Standort verschlüsselt durch und berichtete von wichtigen Vorkommnissen.

Es ging alles gut, bis zum 2.9.41. Als erste erwischte es die Gruppe von Captain Jeffris. Deutsche Stukas, durch einen Beobachter herangeholt, vernichteten die Gruppe fast vollständig. Ein italienisches Sanitätsfahrzeug, das sechs Stunden später an den Ort des Grauens kam, fand 84 Tote und 8 Verwundete, von denen 3 noch auf dem Transport starben. 5 Long Rangers galten von diesem Tage an als vermißt.

An diesem Abend wartete Colonel Prendergast vergeblich auf die Meldung von Captain Jeffris. Er war darüber nicht weiter erstaunt oder beunruhigt, denn es konnte etwas dazwischenkommen sein, und er hoffte, in der folgenden Nacht Meldung von Jeffris zu bekommen. Sie wollten sich ohnehin in zwei Tagen im Wadi Kechir treffen, wo Jeffris zu Prendergast stoßen sollte.

Ungeduldig wartete der Colonel in der folgenden Nacht auf die Nachricht von Jeffris. Als es wieder still blieb, hatte er das ungute Gefühl, daß etwas nicht stimmen konnte. So äußerte er sich auch Staff Sergeant (Feldwebel) Lloyd gegenüber, als ihn dieser fragte, was geschehen sei.

»Keine Ahnung, aber irgend etwas stimmt nicht. Captain Jeffris hat sich wieder nicht gemeldet, und gerade das ist nicht seine Art.«

»Vielleicht ist irgend etwas dazwischen gekommen, oder der Plapperkasten tut's wieder mal nicht, Sir?«

»No, Lloyd ... ich habe so ein dämliches Gefühl, und das hat mich noch nie betrogen. Well, morgen abend an unserem vereinbarten Treffpunkt werden wir dann mehr wissen.«

Von einem Araber erhielten sie dann in der kommenden Nacht die niederschmetternde Nachricht, daß die Gruppe von Captain Jeffris völlig aufgerieben worden sei. Zu diesem Zeitpunkt konnte Prendergast noch nicht ahnen, daß es auch Captain Le Fefre nicht gelingen würde, Anschluß an die Gruppe Prendergast zu bekommen. Er verspätete sich um zwei Tage, und als er ankam, war die Gruppe Prendergast schon weitergezogen.

Dennoch sollte es Captain Le Fefre sein, der wenigstens einen Teilerfolg erzielte.

Colonel Prendergast fuhr also weiter und baute zusätzliche Stützpunkte aus. Sie mußten sich jetzt tagsüber immer mehr verstecken, denn nach der Vernichtung der Gruppe Jeffris war es den Deutschen klar, daß sich britische Kommandotrupps hinter den Linien herumtrieben, und die Luftaufklärung wurde verstärkt. Dadurch wurde das Vordringen der verkleinerten Gruppe Prendergast von Tag zu Tag schwieriger.

Nachdem Prendergast ohne jede Funkverbindung war, um nicht sich selbst und die anderen zu gefährden, erfuhr er auch nicht, daß es Captain Le Fefre gelungen war, nach Derna durchzustoßen, dort einen enormen Feuerzauber zu

veranstalten und sich dann über Bir Hacheim, Bardia, Sollum und den Halfaya-Paß wieder zu den eigenen Linien durchzuschlagen. Doch er verlor bis auf einen Sergeant und 49 Mann mit 22 Fahrzeugen alle restlichen Wagen und Männer. Colonel Prendergast galt mit seiner Gruppe als überfällig. Da man aber keine Meldung der Deutschen aufgeschnappt hatte, die über die Vernichtung einer feindlichen Gruppe berichtete, war anzunehmen, daß er und seine Männer noch lebten.

Im übrigen hatte sich die Lage auf dem Kriegsschauplatz Nordafrika dermaßen zugespitzt, daß man beim Stab der 8. Armee im Moment andere, schwerwiegendere Sorgen hatte. Man bereitete eine eigenen Offensive vor, mit der man den »Jerries« zuvorkommen wollte, die anscheinend ähnliches im Sinn hatten. Zudem lief noch ein weiteres Unternehmen an, zu dem Haselden und Lt. Thompson die Vorarbeiten in wochenlanger Beobachtungsarbeit geleistet hatten. Rommel sollte aus seinem Hauptquartier entführt oder getötet werden.

*

Samstag, 6.11.1941 im Hauptquartier der 8. Armee. Lagebesprechung.

Anwesende: General Penthouse, General Ritchie und der Oberbefehlshaber Sir Auchinleck. Hinzu kamen noch einige höhere Stabsoffiziere. Nach dem Vortrag über die allgemeine Lage wurde der inzwischen zum Captain beförderte Stirling aufgefordert, sein Referat zu halten. Er ging hinüber zur Kopfseite des langen Tisches, wo eine große, mit bunten Fähnchen besteckte Karte hing.

»Seitdem uns bekannt ist, daß der Raid der Abteilung Prendergast wahrscheinlich gescheitert ist, habe ich vor, zusammen mit meinen Männern einen Raid auf die wichtigsten Flugplätze der Deutschen zu starten. Teilnehmen werden außer mir sechs Offiziere und 56 Mann. Die Royal Air Force (brit.

Luftwaffe) hat uns fünf Transportmaschinen zur Verfügung gestellt, die uns in unmittelbare Nähe der feindlichen Feldflugplätze um Gazala und Tmini bringen werden.

Der Start soll am 16. dieses Monats erfolgen, und wir werden gleich in der nächsten Nacht angreifen. Wie bekannt ist, soll auch die Operation gegen den ›Wüstenfuchs‹ (Rommel) gleichlaufend starten. Wenn es Colonel Lyacox und Major Keyer gelingen sollte, Rommels Hauptquartier zu zerstören und Rommel selbst gefangen zu nehmen, wird die Verwirrung beim Gegner naturgemäß groß sein. Genau das ist unsere beste Chance, unerwartet zuzuschlagen.«

Stirling machte eine kurze Pause, um den Beginn seines Vortrages auf die Zuhörer wirken zu lassen. Dann fuhr er fort:

»Jetzt zu den Details: Wir werden in Gruppen zu je 12 Mann in der Nähe der Feldflugplätze abspringen, uns in der Felshängen der Wadis verbergen und in der Nacht vom 17. zum 18. November zu unseren Zielen vorstoßen und die dort stehenden Maschinen samt Brennstoff und Munitionslagern mit unseren Plastikbomben in die Luft jagen. Dann setzen wir uns geschlossen ab, um 70 Kilometer südöstlich von Gazala auf einen Trupp Rangers unter Captain Simmet zu stoßen, die uns wieder zurück zur Oase Siwa bringen. Ich schätze, wir werden mit diesem Raid Erfolg haben, weil wir die Verwirrung des Gegners ausnützen können.«

»Ich meine, Sie greifen da etwas zu weit vor, Captain«, warf Colonel Wartox mit einem mokanten Lächeln ein. »Noch ist es nicht heraus, wie weit Colonel Prendergast mit seiner Gruppe vorgestoßen ist. Und das Unternehmen gegen Rommel ist auch noch nicht gelaufen. Ich schätze, es wird gerade von dem Unternehmen gegen Rommels Hauptquartier abhängen, ob Ihr Unternehmen, Mr. Stirling, erfolgreich verläuft oder nicht.«

Stirling konterte: »Wie soeben beim großen Lagebericht bekannt wurde, soll am 18. auch die Großoffensive unsererseits stattfinden.

Folglich laufen drei Operationen zusammen an. Mit unserem Unternehmen nehmen wir den Deutschen die für sie so wichtigen Flugzeuge, die dann in die rollende Offensive nicht mehr eingreifen können. Ich denke, daß wir damit entscheidend zum Gelingen der Offensive beitragen können.« Stirling warf einen schnellen Blick hinüber zum Oberbefehlshaber, Sir Auchinleck, der nur schweigend nickte.

Insoweit war an dem Vortrag von Captain Stirling nichts auszusetzen. Wenn es gelang, Rommels Hauptquartier auszuheben und den gefürchteten Gegner auszuschalten, waren die Deutschen für Tage kopflos. Das allein konnte schon kriegsentscheidend sein. Es war alles bestens vorbereitet. Lieutenant Thompson und zwei seiner Männer befanden sich in unmittelbarer Nähe von Rommels Hauptquartier, und sie würden den Männern von Colonel Laycox und Major Keyes, dem Sohn von Sir Roger Keyes, den Weg ebnen.

Wenn dann die SAS-Gruppe zuschlug, war dem Gegner auch die scharfe Waffe seiner Luftwaffe aus der Hand geschlagen.

Stirling erklärte nun den Anwesenden noch, wie er seine Männer jeweils in Gruppen zu zwölf Mann ansetzen wollte. Fünf Maschinen würden die Männer des SAS von Girabub aus bis dicht vor die Ziele bringen und dort absetzen.

Einen Moment lang herrschte Stille im Raum, nachdem Captain Stirling seinen Vortrag beendet hatte. Dann wandte sich ein hagerer, älterer Colonel, Stabschef der Abwehr, an General Penthouse:

»Schon irgendwelche Nachrichten von Colonel Prendergast, Sir? Sie können doch nicht alle spurlos verschwunden sein!«

»No, wir hatten seit vier Tagen nichts mehr gehört. Mit ihm selbst hatten wir den letzten Funkkontakt vor fünf Wochen. Ich warte genauso auf ein Zeichen von ihm, wie wir alle hier. Ich habe immer noch die Hoffnung, daß es Prendergast gelingt, bis Bengasi vorzudringen und seinen Plan durchzuführen.«

»Das ist aber verdammt wenig, was wir da wissen, Penthouse«, warf Sir Auchinlec ein, während sein Adjutant die Papiere zusammenkramte und in eine großen Aktenmappe legte. »Sind noch irgendwelche Fragen zu dem geplanten Unternehmen des SAS?« Auchinlec musterte die Gesichter der Anwesenden der Reihe nach. Keiner reagierte auf seine Frage.

»Okay, Mr. Stirling, dann wünsche ich Ihnen und Ihren Boys Hals- und Beinbruch. Ich denke, wir sehen uns noch, bevor Sie abrücken. Mr. Penthouse und ich werden uns noch einmal davon überzeugen, wie gut ihr für diesen Raid ausgerüstet seid.«

»Es würde mich freuen, Sir!« gab Stirling zurück und machte mit den anderen eine Ehrenbezeugung, als der Oberbefehlshaber das Zimmer verließ.

Die 1. SAS-Brigade hatte nun die Bewilligung und sollte zum ersten Mal eingesetzt werden. Captain Stirling konnte auch uneingeschränkt über den nötigen Begleitschutz verfügen, denn die Sicherung durch Jäger war eine der Voraussetzungen, die besonders notwendig waren.

Man wußte nie, was im deutschen Luftraum los war. Bisher waren die deutschen Jäger jedenfalls sehr erfolgreich, besonders das JG 27.

Captain Stirling wußte aber auch, daß er unbedingt einen Erfolg erzielen mußte, denn mit seinem Förderer, Lord Lovell, der den SAS offiziell durchgepaukt und den Commands eingegliedert hatte, wollte er es nicht unbedingt verderben. Als Stirling schließlich das Zimmer verließ, dachte er noch einmal an Oberst Prendergast, von dem immer noch keine Meldung vorlag. Er konnte nicht wissen, daß, während die Vorbereitungen für die Operation »Firebird« liefen, sich Colonel Prendergast schon auf der Flucht vor den Deutschen befand.

*

Kaum 40 Stunden nach Erhalt der Nachricht, daß die Gruppe Jeffris aufgerieben war und sicher auch keine Chance mehr bestand, auf Captain Le Fefre zu stoßen, beschloß Prendergast, Derna nicht anzugreifen, sondern nach Bengasi vorzustoßen. Er konnte nicht ahnen, daß etwa 20 Stunden nach seinem Abmarsch die Späher von Captain Le Fefre an dem vereinbarten Treffpunkt erschienen und dann ergebnislos wieder zu Le Fefre zurückkehrten, woraufhin der Captain sich entschloß, Derna allein anzugreifen.

Um 11 Uhr vormittags, nach einer kurzen, zweistündigen Rast, setzte Prendergast mit seiner Gruppe den Marsch fort. Mit kurzen Unterbrechungen fuhren sie bis zum anderen Morgen durch. Nach einer sechsstündigen Marschpause und etwa einer Stunde Vorrücken war um 12,24 Uhr ihr Schicksal besiegelt.

Sie waren schon seit zwei Tagen beobachtet worden, als jetzt ein Panzerjagdkommando auftauchte, das sofort das Feuer aus allen Rohren eröffnete. Kaum hatte sich die Kolonne Prendergast, das Feuer mit ihren MG erwidern, auseinandergezogen, tauchten wie aus dem Nichts sechs deutsche Jagdflugzeuge auf und hämmerten mit ihren Bordwaffen auf die leichte Beute. Es war ein sehr kurzes, einseitiges Gefecht, denn die Kolonne Prendergast hatte keine Chance gegen die schnell angreifenden Jagdflugzeuge und die Panzerkanonen des deutschen Jagdkommandos.

Nach einer halben Stunde schwiegen die Waffen; die Gruppe Prendergast war zerschlagen. 14 brennende Fahrzeuge standen herum, zwei brennende Panzerspähwagen und 41 Rangers, alle verwundet, gerieten in Gefangenschaft. 38 Tote blieben zurück. Die Deutschen hatten acht Tote und drei Schwerverletzte zu beklagen.

Colonel Prendergast gelang es, zusammen mit Lieutenant Calhoun, Staff Sergeant Lloyd, Sergeant McDouglas, Sergeant Babcoke und den Corporals Withy, Stormes, Farnes und Gould

auf zwei Fahrzeugen zu entwischen. Sie versteckten sich in unmittelbarer Nähe des Kampfplatzes, und nachdem die Deutschen abgezogen waren, lasen sie noch einen leicht lädierten Jeep auf und setzten sich dann in das zerklüftete, unzugängliche Hochland von Baree ab. Eine Einöde, wie man sie wohl kaum anderswo schlimmer antraf; abseits aller Trecks und Nachschubstraßen. Hier würde sie so schnell niemand aufstöbern, das war gewiß.

»Wir werden uns ein Quartier in einer der Schluchten oder Höhlen suchen und uns so lange verstecken, bis man die Suche nach uns aufgegeben hat«, erklärte Prendergast in einer der steinigen, vor Hitze wabernden Schluchten, in der sie die erste Rast machten. Er sah sich seine Begleiter der Reihe nach eingehend an. Sie sahen jetzt einem Haufen Banditen ähnlicher als Soldaten der britischen Armee. Die Uniformen waren blutig und zerfetzt, und auch die Männer waren alle lädiert. Ihre Gesichter staubverkrustet, graue und verdreckte Grimassen. Prendergast hatte einen Streifschuß am rechten Oberarm, Lieutenant Calhoun einen blutigen Kopfverband, der Staff Sergeant humpelte, nachdem ihm ein Splitter den linken Unterschenkel aufgekratzt hatte. Der einzige, der nur ein paar geringfügige Prellungen abbekommen hatte, war Corporal Stormes.

Der ewig wütend aussehende McDouglas hatte eine Verletzung am Rücken, die seiner ohnehin schon miesen Laune nicht gerade zuträglich war.

»Douglas und Withy, seht euch mal um, ob ihr was Passendes für uns und unsere Fahrzeuge findet!« befahl Prendergast. Die beiden Angesprochenen schulterten ihre Maschinenpistolen und verschwanden. Die Zurückbleibenden versorgten jetzt erst einmal ihre Wunden und lagerten sich dann im Schatten der drei Fahrzeuge.

Colonel Prendergast wandte erst wieder den Kopf, als Steine klirrten und Sergeant McDouglas, gefolgt von Withy,

auftauchte. Sie kamen aus einer kleinen Seitenschlucht.

»Ein Stück diese kleine Seitenschlucht entlang, Sir, dann stoßen wir auf eine Höhle, die uns alle bequem aufnehmen kann. Die Fahrzeuge können wir dort ebenfalls gut verstecken«, meldete McDouglas keuchend und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, während sich der hagere Withy, nach Luft ringend, direkt neben dem Wagen niederließ.

»Okay, danke.« Prendergast erhob sich, und seine Stimme hatte jetzt wieder den altgewohnten, schroffen Ton:

»Los, Männer, hoch! Wir müssen erst in Sicherheit sein, dann könnt ihr euch ausruhen, solange ihr wollt. Los, Tempo, Tempo!«

Mürrisch und leise vor sich hinfluchend kamen sie langsam auf die Beine und setzten die Fahrzeuge wieder in Marsch. Erst nachdem die Wagen getarnt und alles abgeladen war, wandte sich Prendergast an Lieutenant Calhoun.

»Mr. Calhoun, stellen Sie fest, was wir noch an Proviant, Wasser, Treibstoff und Munition haben. Dann werden wir überlegen, was zu tun ist. Ein Glück, daß ich noch die Karten gerettet habe. Lloyd, Sie sehen nach, was wir an Verbandstoff und Medikamenten haben!«

»Zu Befehl, Sir!«

»Sergeant Babcoke, Sie kümmern sich um die Fahrzeuge, Corporal Farnes wird Ihnen dabei helfen!«

»Zu Befehl, Sir. Muß das jetzt gleich sein?«

»Nein, warten Sie noch so lang, bis Lieutenant Calhoun mit der Bestandsaufnahme fertig ist. Corporal Gould und Stormes, Sie helfen Lieutenant Calhoun!«

Die Männer richteten sich in der Höhle so wohnlich ein, wie es ging, nachdem sie von allerlei Getier gesäubert war und sie sich überzeugt hatten, daß sie keine gefährlichen Mitbewohner mehr hatten. Die Bestandsmeldung von Lieutenant Calhoun war allerdings weniger erbauend.

»Treibstoff und Dosenproviant ist noch genügend

vorhanden, Sir. Nur mit Wasser sieht es schlecht aus. Wir haben noch fünf Kanister, also gerade hundert Liter. Was das hier in dieser wasserlosen Gegend bedeutet, wissen wir alle.«

»Ich benötige keine Belehrungen, sondern Tatsachen, Mr. Calhoun. Wie sieht es mit Waffen und Munition aus?« wies ihn Prendergast zurecht.

»Zwei Maschinengewehre mit je 4.000 Schuß, sechs Maschinenpistolen mit je fünf Magazinen, zwölf Handgranaten, und jeder hat noch seinen Revolver mit 60 Schuß. Damit sind wir gut versorgt.«

»Das werden wir sicher noch verdammt nötig haben«, gab Prendergast zurück.

»Ich denke, wir müssen uns nach Proviant und vor allem nach Wasser umsehen. Dann sollten wir versuchen, nach Cirene durchzustoßen.«

»Genau, Mr. Calhoun! Genau das ist auch meine Absicht. Unser ursprüngliches Ziel, Bengasi anzufahren, dürfte wohl in unserem Zustand und mit den paar Männern sinnlos sein. Wir werden uns hier ein paar Tage verstecken, bis man uns vergessen hat, und dann wollen wir versuchen, nach Cirene zu kommen. Dort können wir Verbindung mit Lieutenant Thompson oder diesem Ben Jussuf aufnehmen. Wenn wir Glück haben, stoßen wir dort auch noch auf Colonel Haselden. Wir können uns dann nötigenfalls für das ›Unternehmen Rommel‹ zur Verfügung stellen, wenn es nicht schon gelaufen ist.«

Prendergast zuckte die Schultern, und seine hellen Augen glitten über die Gesichter seiner Männer. »Wir stehen jetzt ohne jede Funkverbindung da. Schon aus diesem Grunde ist es unerlässlich, daß wir nach Cirene durchstoßen, um auf einen der unseren zu treffen.« Prendergast machte eine kurze Pause und starrte aus zusammengekniffenen Augen in die vor Hitze flimmernde Schlucht. Als er sich wieder den anderen zuwandte, sah sein stoppelbärtiges Gesicht wieder ruhig aus wie sonst.

»Mr. Calhoun, Sie werden mit drei Mann erkunden, wie wir den Weg zur Küstenstraße finden. Wenn es geht, versuchen Sie unterwegs Wasser aufzutreiben. Nach Ihrer Rückkehr werden wir überlegen, wie wir vorzugehen haben.«

»Zu Befehl, Sir. Ich werde sofort alles Nötige veranlassen«, gab Calhoun zurück. Sein Blick glitt über die Gesichter der Männer. »Sergeant McDouglas, Sergeant Babcoe und Corporal Withy, ihr kommt mit mir!«

Die drei nickten stumm. Ihren Gesichtern war anzusehen, daß sie nicht sonderlich davon erbaut waren, aber was sollte es. Hier ging es um sie alle.

»Nehmen Sie den Jeep, Calhoun, tanken Sie auf und nehmen Sie genügend Reserve mit.«

»Jawohl, Sir!« Lieutenant Calhoun erhielt noch zwei Geländekarten von Prendergast und verabschiedete sich dann mit einem knappen Gruß, als Sergeant McDouglas kam und ihm meldete, alles sei bereit.

»Viel Glück – und haltet die Augen auf!«

»Thanks, Sir. Wir werden uns Mühe geben!«

Die Zurückbleibenden sahen dem Jeep nach, der langsam durch die steinige Schlucht schaukelte und bald ihren Blicken entschwunden war.

»Hoffentlich kommen sie heil zurück!« unterbrach Lloyd das lastende Schweigen. Prendergast wandte ihm das Gesicht zu.

»Verlassen Sie sich darauf, Lloyd, sie werden Glück haben«, knurrte er heiser. »Wenn McDouglas dabei ist, kann ja eigentlich nichts schiefgehen. Oder haben Sie schon mal erlebt, daß der sture Hengst so schnell aufgibt?«

»No, Sir«, grinste Lloyd schwach. »Das haben wir ja gesehen, als er uns aus der Meute der ›Jerries‹ freischoß. Wenn der mit seinem MG und später mit seinen Handgranaten die Deutschen nicht gestoppt hätte, stünden wir jetzt nicht hier! Zum Schluß klaute er den Burschen noch einen unserer Jeeps, den sie sich schon unter den Nagel gerissen hatten.«

»Genau, Lloyd, aus solchem Holz sind die richtigen Leute gemacht, wie sie die Rangers brauchen. Wenn wir wieder bei der Army sind, werde ich ihn zur Beförderung vorschlagen. Okay, Schluß jetzt damit. Wir haben keine Zeit, uns auf irgendwelchen Lorbeeren auszuruhen. Farnes, Sie kümmern sich mal um die Fahrzeuge und checken alles durch. Gould, Sie gehen als Posten dort drüben auf die kleine Bergkuppe. Hier, nehmen Sie mein Glas und halten Sie die Augen auf, klar?«

»Jawohl, Sir!«

»Ich möchte nicht, daß man uns hier überrascht. Wenn Flugzeuge auftauchen, gehen Sie in Deckung!«

»Zu Befehl, Sir. Verlassen Sie sich darauf, von denen sieht mich keiner«, grinste der stämmige Corporal. Er nahm das Fernglas und ging den schmalen Weg zu der kleinen Bergkuppe hinauf, von der aus man einen ausgezeichneten Rundblick hatte.

Prendergast ging mit Lloyd wieder in die Höhle zurück. Für einen Moment mußte er an McDouglas denken. Er hatte ihn nicht umsonst zusammen mit Lieutenant Calhoun auf Spähtrupp gehen lassen. Die beiden waren ein vorzügliches Gespann. Lieutenant Calhoun war ein kühler, klarer Rechner, der Sergeant ein harter Draufgänger, der Tod und Teufel nicht fürchtete. Den beiden würde es sicher gelingen, irgend etwas aufzureißen und den Weg aus ihrer mißlichen Lage richtig zu erkunden.

Corporal Gould machte es sich auf seinem Ausguck inzwischen so bequem wie möglich. Es gelang ihm sogar, ein kleines, schattenspendendes Dach zu basteln, denn die Sonne brannte furchtbar. Dennoch hatte er schon nach wenigen Minuten das Gefühl, ein Quartier im Backofen bezogen zu haben. Trotzdem hielt er immer wieder Ausschau über das Hochland. Mit seinem Glas konnte er weit hinaus in die Wüste schauen. Irgendwo da draußen waren jetzt die vier Kameraden, um den Weg zur Küstenstraße zu erkunden.

Mit mäßigen Tempo quälte sich der Jeep durch den Sand, immer darauf bedacht, nicht zu schnell zu fahren, um keine Staubfahne hinter sich her zu ziehen. Plötzlich stoppte Sergeant McDouglas, der das Steuer übernommen hatte, am Kamm eines kleinen Hanges und ließ den Wagen wieder zurückrollen.

»He, was ist los?« fuhr Lieutenant Calhoun auf. Der Sergeant stellte den Motor ab und stieg aus. Er grinste schmal, wobei sein staubverkrustetes Gesicht zu einer Maske mit vielen Rissen wurde.

»Sehen Sie mal da drüben! Da liegt eine der italienischen Siedlungen. Weiter hinten verläuft die Küstenstraße. Da ist was los, ich habe Fahrzeuge gesehen«, gab McDouglas zurück und ging vorsichtig den Hang hoch.

Sie lagen nebeneinander, und Calhoun sah durch sein Glas hinüber zu der typisch italienischen Siedlung. Dann warf Calhoun einen schnellen Blick auf seine Karte.

»Das muß St. Giovanni sein«, meinte er und sah wieder aufmerksam zu der Siedlung hinüber. Dicht vor dem Dorfeingang stand eine Fahrzeugkolonne italienischer Laster, doch es war niemand von den Fahrern oder dem Begleitpersonal zu sehen. Calhoun entdeckte sie schließlich vor der kleinen Osteria. Sie standen da mit einigen Dorfbewohnern zusammen und lachten, wobei sie fleißig dem Wein zusprachen.

»Da drüben sind die Fahrer, sie machen in dem Kolonistendorf eine Pause. Es ist offenbar eine italienische Nachschubeinheit«, erklärte Calhoun. »Da wäre doch eigentlich was zum Abstauben, wenn wir es geschickt anstellen?«

Calhoun reichte dem neben ihm liegenden McDouglas das Glas, und der betrachtete sich eingehend die Szene und die nähere Umgebung.

»Ich schlage vor, wir nehmen uns den letzten Wagen, Sir«, meinte er dann und gab das Glas wieder zurück. »Da wird Verpflegung drauf sein ... und gerade das können wir gut gebrauchen!«

»Wir kommen nur nicht nahe genug heran«, warf Babcoe ein. »Oder willst du 'nen Feuerüberfall starten? Dann haben wir spätestens 'ne Stunde drauf die ›Jerries‹ auf dem Hals.«

»Laß das mal meine Sorge sein, Joe«, knurrte McDouglas und deutete weiter nach rechts. »Ihr wartet dort drüben hinter dem kleinen Hügel. Ich arbeite mich im Schutz des kleinen Olivenhains näher an die Fahrzeuge heran.«

»Soll ich Ihnen noch jemanden mitgeben?«

»No, nicht nötig, Sir. Das schaffe ich allein besser, und es fällt weniger auf, wenn ich mir den richtigen Wagen aussuche!«

»Okay, dann sehen Sie zu, daß Sie ungeschoren davonkommen. Oder wollen Sie nicht doch Withy mitnehmen? Er gibt Ihnen Feuerschutz, wenn's schief geht. Wir sind zu weit weg mit unserem Fahrzeug!«

McDouglas überlegte einen Moment und nickte dann zustimmend.

»Gut, Sir. Los, dann komm, Withy! Wir schleichen uns die Düne hier entlang, bis wir in Höhe des Hains sind, dann weiter nichts wie los und rin in die Oliven. Ready?«

»Ready (fertig)!« nickte Noel Withy, der Mann aus Bristol, der sich schon seit fünf Jahren in Afrika herumtrieb.

Lieutenant Calhoun und Sergeant Babcoe gingen zum Jeep zurück. Die beiden anderen liefen ein Stück am Fuß der Düne entlang, bis sie etwa in Höhe der Pflanzung waren, blickten sich noch einmal eingehend um und dann sprinteten sie los. Ungesehen verschwanden sie im Olivenhain und waren jetzt vor Sicht geschützt.

Während Lieutenant Calhoun und Sergeant Babcoe mit dem Jeep hinter der Düne Posten bezogen hatten, schllichen sich McDouglas und Withy näher an die Fahrzeuge heran. Dann blieb Withy hinter einem Busch am Straßenrand liegen, während McDouglas sich weiter vorarbeitete.

Durch sein Glas sah Calhoun, wie der Sergeant plötzlich

zwischen den beiden letzten Fahrzeugen auftauchte, sich einmal umsah, einen schnellen Blick auf den letzten LKW warf, dann auf der rechten Seite einstieg, und schon vernahm Calhoun das Röhren des Anlassers. McDouglas setzte vorsichtig zurück, wendete und fuhr dann langsam, ab und zu haltend, aus dem Dorf. Calhoun bemerkte, wie ein italienischer Soldat dem Fahrzeug nachsah. Man konnte meinen, McDouglas mache eine Probefahrt, und genau den Eindruck hatten anscheinend auch die anderen. Auf diese Art entfernte sich McDouglas immer mehr aus dem Dorf, erst dann gab er Gas, warf die Gänge hinein und brauste los.

Jetzt wurden die Italiener erst stutzig. Einige von ihnen liefen heftig gestikulierend auf die anderen Fahrzeuge zu, da tauchte der Laster schon in der Kurve auf. Winkend fuhr McDouglas in einer Staubwolke vorüber, und Calhoun winkte zurück. McDouglas hatte nur kurz gebremst, als Withy auf das Trittbrett sprang. Dann ging die wilde Jagd weiter.

Drüben im Dorf wurde es jetzt richtig lebendig. Offenbar war man sich dort nicht recht einig; ein paar wollten die Verfolgung aufnehmen, andere wieder nicht. Dazwischen waren ein paar Zivilisten zu erkennen, die, genau wie die Soldaten, sozusagen mit Händen und Füßen redeten. Sicherlich war ihnen so viel Frechheit noch nicht untergekommen. Oder hatten sie noch nicht bemerkt, daß es kein Fahrer von ihnen war, der mit dem Wagen verschwand?

»Los, Babcooe, hinterher!« befahl Calhoun. »Ich steige dann zu Withy auf den Laster, und wir werden von dort aus die Burschen unter Feuer nehmen, falls sie uns verfolgen!«

»Okay, Sir! Ich denke, bis die richtig munter sind, sind wir schon weit genug weg!«

Withy und Calhoun stiegen auf die Ladefläche des Lasters um, und McDouglas fuhr anschließend sofort weiter, während Babcooe mit dem Jeep die Spitze übernahm.

Noch war weit und breit von irgendwelchen Verfolgern

nichts zu sehen. Dafür hatten die beiden auf der Ladefläche ein kurzes Geplänkel mit zwei Italienern zu überstehen, die von den beiden Engländern unsanft geweckt wurden, als sie die Kisten untersuchen wollten.

Die Auseinandersetzung war kurz und ziemlich einseitig, da der Überraschungseffekt auf Seiten der Engländer lag. Als die Italiener wieder klar denken konnten, sahen sie, wie die beiden Tommies in aller Ruhe die Kisten und Packen kontrollierten. Am meisten freuten sie sich natürlich über die drei 200-Liter-Fässer Wasser, die hinter dem Führerhaus angebracht waren.

»Tut mir leid, Amigo«, wandte sich Calhoun in seinem hart klingenden Italienisch an den einen der Männer. »Ab jetzt seid ihr unsere Gefangenen. Wo kommt ihr her?«

»Wir waren im Lazarett und wollten wieder zurück zu unserem Haufen. Aber wie seid ihr denn ...?«

»Streng dich nicht zu sehr an!« unterbrach Calhoun den Sergente. »Vorerst ist für dich der Krieg erst einmal zu Ende. Finito, capito?«

»Si, capito, Signore«, gab der Sergente (Unteroffizier) zurück. Er hatte sicherlich das Gefühl, daß er und sein Begleiter noch schweren Zeiten entgegengingen.

Als sie schließlich im Versteck der Tommies abgeladen wurden und die anderen verwilderten Gestalten sahen, ahnten die beiden Italiener, daß sie vorerst keine Chance hatten, zu entkommen. Sollten sie versuchen, sich gewaltsam zu befreien, würde man sie wahrscheinlich einfach umlegen und in der Wüste verscharren.

»Erkundungsauftrag durchgeführt, Sir«, meldete sich Calhoun zurück. »Wir haben bis zur Küstenstraße hin erkundet. In San Giovanni haben wir uns den Wagen mit Proviant gekapert. Es gibt keine sonderlichen Schwierigkeiten, zur Küste durchzukommen, Sir.«

»Habt ihr Wasser mitgebracht?« erkundigte sich

Prendergast. Calhoun nickte zustimmend.

»Jawohl, Sir. Drei Fässer mit je zweihundert Litern. Dazu noch acht Kisten Proviant, eine Kiste Zigaretten und eine kleine Kiste mit italienischem Wein.«

Prendergast sah ihn einen Moment verdutzt an, ging hinüber zu den anderen, die den Wagen leer machten und trat auf die kleine Kiste zu, die auf der Seite stand. Der Deckel war aufgerissen, und Prendergast nahm eine Flasche heraus.

»Ich werd' verrückt. Das ist sogar ein ausgesprochen guter Wein, Calhoun«, sagte er verblüfft und betrachtete sich die Flasche eingehend.

»Dann werden wir uns erst mal einen genehmigen. Ich muß sagen, die Sache habt ihr wunderbar hingekriegt. Wie weit haben Sie erkundet?«

»Bis zur Küstenstraße, Sir. Sind wir erst einmal auf der anderen Seite der Straße, kommen wir gut durch bis Cirene.«

»Gut. Doch vorerst werden wir noch ein paar Tage hier bleiben, bis sich die Deutschen etwas beruhigt haben. Ich nehme an, daß man jetzt Jagd auf uns machen wird, nachdem wir einigen Stabsoffizieren den guten Wein geklaut haben. Zu allem Pech haben wir jetzt die beiden Burschen noch am Hals. Die müssen wir eben mit durchfüttern.«

»Zum Glück haben wir genügend Proviant erbeutet, sonst sähe es schlimm aus für die beiden«, gab Calhoun zurück.

»Warum habt ihr sie überhaupt erst mitgebracht?«

»Die haben auf dem Wagen gepennt, und wir haben sie erst entdeckt, als wir uns die Kisten näher ansahen. Da war es schon zu spät, um sie abzusetzen. Ich meine, die werden uns nicht gefährlich werden und können uns womöglich einige wertvolle Tips geben. Die beiden kommen aus dem Lazarett und sollten sich wieder bei ihrer Einheit melden.«

»Zu welchem Haufen gehören die beiden?«

»Zu einer Infanterieeinheit, Sir.«

Prendergast sah hinauf zu Corporal Gould, der immer noch

auf seinem Beobachtungs posten saß. Er würde erst bei Einbruch der Nacht herunterkommen. Wenn Calhoun und die anderen verfolgt worden wären, hätte er es gemeldet.

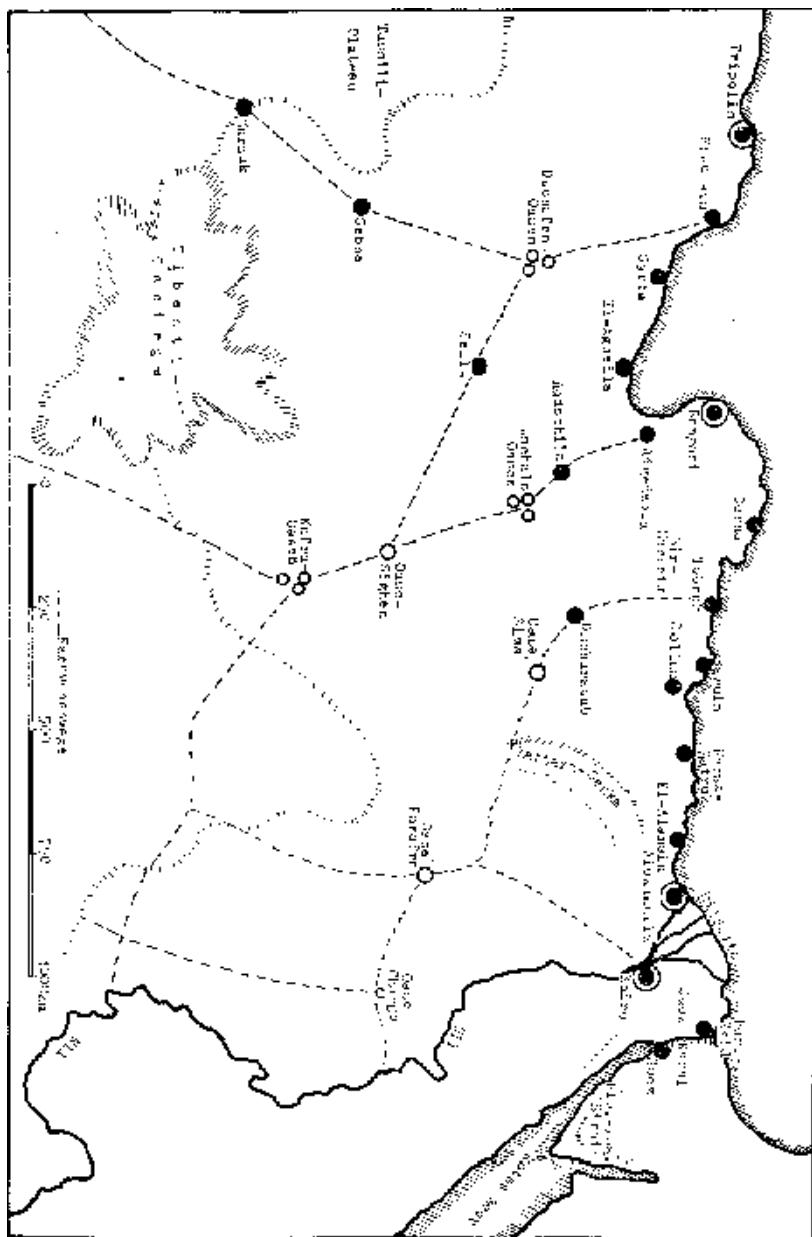
»Wie es aussieht, haben wir wieder mal Glück gehabt. Kommen Sie, gehen wir rein und geben Sie mir einen Überblick auf der Karte. Bald bricht die Nacht herein. Ich denke, vorerst haben wir erst einmal das richtige Ruhequartier bezogen.«

»Nur schade, daß wir keinen Plapperkasten erbeutet haben; damit hätten wir eventuell Funkverbindung mit der Armee aufnehmen können«, meinte Calhoun, während er Prendergast folgte.

»Man kann nicht alles haben, Mr. Calhoun. Wir können froh sein, daß wir noch überlebt haben. Oder haben Sie schon die Toten unserer Abteilung vergessen?« gab Prendergast scharf zurück. Calhoun warf ihm einen schnellen Blick zu; wenn der Alte diesen Ton anschlug, war mit ihm nicht zu reden.

Als sich Corporal Gould nach Einbruch der Nacht wieder zurückmeldete, nahm auch er an dem kleinen Umtrunk teil, den Prendergast und seine Männer hielten. Ihnen schmeckte der vorzügliche Wein, der sicher für einen italienischen Stab bestimmt war, auch sehr gut. Es hätte nicht viel gefehlt, und es wäre ein fideles Besäufnis geworden, wenn Colonel Prendergast die kleine Party nicht gegen Mitternacht beendet hätte. Die beiden Italiener wurden gebunden und lagen getrennt voneinander, so daß sie keine Dummheiten machen konnten. Da die Engländer hier kaum befürchten mußten, entdeckt zu werden, sparten sie sich eine Wache und legten sich schlafen.

Am anderen Morgen faßten sie den gemeinsamen Beschuß, wenigstens zwei Wochen in diesem Versteck zu bleiben. Dann war als sicher anzunehmen, daß die Deutschen die Suche nach ihnen aufgegeben hatten. Die Ruhe würde ihnen guttun, und es war Gelegenheit, Waffen und Fahrzeuge gründlich zu überholen und sich selbst und die Wunden zu pflegen.



Doch schon am vierten Tag brach neues Unheil über die kleine Gruppe herein. Corporal Farnes wurde von einer Sandviper gebissen. Der aufpeitschende Schuß schallte durch die kleine Schlucht, und die Männer schreckten auf. Sie griffen zu ihren Waffen und stürzten in die Richtung, aus der der Schuß kam. Farnes war auf dem Weg zum Ausguck gewesen und wollte noch einmal schnell abseits des Pfades einem menschlichen Bedürfnis nachkommen.

Als Prendergast und die anderen bei ihm waren und die Bescherung sahen, ließen sie die Waffen sinken. Farnes hockte am Boden, der Revolver lag neben ihm. Über sein bleiches, verzerrtes Gesicht lief der Schweiß, und seine Hände zitterten, als er gerade das Hosenbein von unten bis oben aufriß.

»Was ist denn schon wieder los?« fragte Prendergast. Farnes schaute hoch, und in seinen hellen Augen flackerte Angst. Er deutete auf den zerschmetterten Schlangenleib, der zwei Schritte entfernt lag.

»Da ... eine Sandviper! Ich mußte mal... und da hatte sie mich auch schon erwischt, bevor ich sie überhaupt sah«, erwiederte der Corporal.

Prendergast überlegte nicht lange. Er kniete nieder, zerriß die Hose vollends und warf einen Blick auf die Wunde. Der Biß saß in der Wade. Ohne zu zögern, beugte er sich nieder und saugte das Blut aus, das er dann ausspuckte. Danach nahm er sein Rangermesser und rief Farnes zu:

»Jetzt reißen Sie sich zusammen! Es ist die einzige Chance, die Sie noch haben. Wir haben kein Schlangenserum bei uns!«

»Okay, nur zu, Sir... ich werde nicht gleich umfallen!« nickte Farnes, lehnte sich mit dem Rücken an einen Stein und schloß die Augen. Ein Kreuzschnitt, und Lieutenant Calhoun schloß einen Moment die Augen, als das Blut aus der Wunde quoll und Prendergast den Schnitt massierte, wobei das Blut noch intensiver strömte.

»Verbandszeug her! Beeilung!« befahl Prendergast und warf

einen schnellen Blick in das bleiche Gesicht von Farnes, der jetzt wieder die Augen aufschlug. »Calhoun, los, binden Sie das Bein ab! Gut so!« Schnell und geschickt verband Prendergast die Wunde und richtete sich dann auf:

»Babcoe und Withy, ihr bringt ihn zurück ins Quartier! McDouglas, Sie beziehen vorerst Posten.«

»Zu Befehl, Sir!« McDouglas nahm den Feldstecher von Farnes und begab sich auf seinen Posten. Die beiden anderen trugen Farnes zurück. Prendergast holte sich eine Zigarette aus der zerknautschten Packung und sah mit finsterem Gesicht vor sich hin.

»Hat er Chancen, Sir?« erkundigte sich Calhoun und gab Prendergast Feuer, um sich dann ebenfalls eine Zigarette anzubrennen. Prendergast erwiederte:

»Keine sehr großen, Mr. Calhoun. Ich denke, das wissen Sie ebensogut wie ich. Wir haben für ihn getan, was man in solch einer beschissen Situation tun kann. Ohne Serum ... Das Gift dieser verdamten Vipern wirkt schnell und ist unbedingt tödlich. Ich denke, Farnes weiß, wie groß seine Chancen sind ... ein tapferer Bursche, wenn Sie mich fragen.«

»Jawohl, Sir.« Man sah es Calhoun an, daß er sich nicht sehr wohl fühlte in seiner Haut. Langsam folgte er Prendergast wieder zurück zu ihrem »Quartier«. Wenn das so weiterging, dezimierten sie sich am Ende noch ohne feindliches Dazutun. Corporal Farnes war der erste, wer würde der nächste sein?

Zwei Tage später erlag Corporal Farnes nach vielen, qualvollen Stunden dem Schlangenbiß. Es war noch so viel Gift in seinen Kreislauf gedrungen, daß er nicht mehr zu retten war. Staff Sergeant Lloyd, der am anderen Morgen als erster nach ihm sah, stellte fest, daß der Corporal ausgelitten hatte. Er ging hinüber zu Prendergast und weckte ihn.

»Sir ... Farnes ist tot!« meldete er leise, um die anderen nicht zu wecken.

Prendergast starnte ihn sekundenlang stumm an, dann

richtete er sich auf und schälte sich aus dem Mantel.

»Damit mußten wir ja rechnen. Suchen Sie einen Fleck, wo wir ihn beerdigen können. Er muß vor Mittag begraben sein.«

»Jawohl, Sir!«

Zwei Stunden später standen sie vor dem kleinen Steinhügel, unter dem Corporal Earl J. Farnes, 26 Jahre alt, in Südwestafrika geboren und aufgewachsen, seinen letzten Schlaf schlief. Prendergast sprach ein kurzes Gebet, und die beiden Italiener, die an der Beerdigung teilgenommen hatten, beteten ebenfalls. Dies hier war kein Feind mehr. Er war ein armer Hund genau wie sie, der weitab von zu Hause den Tod gefunden hatte und dessen Grab eines Tages verweht sein würde.

Dann gingen sie wieder zur Tagesordnung über. Sie beschäftigten sich mit ihren Waffen und den Fahrzeugen. Dabei ging ihnen der italienische Unteroffizier zur Hand. Er war gelernter Automechaniker und hatte schnell eingesehen, daß er nur mit Hilfe dieser Männer wieder hier wegkommen würde. Prendergast beschäftigte sich mit den Karten und strich von seinem Kalender jeweils die Tage, die sie hier verbracht hatten, ab. Der Oktober war vorbei, sie lebten schon in der ersten Novemberwoche, und es würde sicher nicht mehr lange dauern, dann würde die Regenzeit beginnen. Bis dahin mußten sie auf jeden Fall in Cirene sein.

Am zwanzigsten Tag ihrer Isolation spannte sich morgens schon ein schmutziger Himmel über das Land. Prendergast, der nach Lloyd stets als erster aufstand, schaute sich draußen um. Ein Windstoß fegte durch die Schlucht, wirbelte Sand auf und trieb eine kleine Sandwolke vor sich her.

»Das sieht nach einem Ghibli aus!« knurrte er. »Lloyd, wecken Sie die anderen und lassen Sie die Fahrzeuge abdecken, damit der Sand nicht noch mehr Schaden anrichtet.«

»Zu Befehl, Sir. Diesen verdammten Ghibli (Sandsturm) habe ich schon seit gestern in den Knochen. Meine alte Verwundung macht mir bei jedem Wetterumschlag immer 'ne

Menge Ärger.«

Lloyd weckte die Männer. Sie beeilten sich, zu den abgestellten Fahrzeugen zu kommen. Dann ging alles sehr schnell. Der Himmel wurde grau, schließlich braun, und in der Luft war ein feines, immer stärker werdendes Brausen zu vernehmen. Im Hochland orgelte und pfiff der immer stärker werdende Sturm, wenn er durch Schluchten und Höhlen strich. Die Luft war trocken und heiß wie aus dem Backofen.

Der Ghibli, der gefürchtete Sandsturm, brach los. Nur wer jemals dieses gewaltige Naturereignis erlebt hat, weiß, mit welch elementarer Wucht innerhalb weniger Minuten alles in eine brausende Hölle von Staub und Hitze verwandelt wird. Man kann nur noch höchstens zwei Meter weit sehen. Der feine Sand dringt durch die kleinsten Öffnungen, selbst durch die Tücher, die man sich vor Mund und Nase bindet. Man meint, darunter umkommen zu müssen. Aber ohne die Tücher stach der Sand wie mit tausend feinen, spitzen Nadeln ins Gesicht, drang durch Mund und Nasenlöcher, verklebte die Augen, und man hatte das Gefühl, im Sand zu ersticken.

Mensch und Tier, die in diesem Land lebten und die Tücken des Sandsturmes kannten, taten das einzig Vernünftige: Sie suchten beim ersten Anzeichen des Ghibrils Schutz hinter Sanddünen oder in Erdlöchern; wenn es nicht mehr dazu reichte, legten sie sich hin, den Kopf zwischen die Arme oder zwischen die Vorderbeine. Die Menschen schmiegten sich eng an die Leiber der Tiere, die sich stets mit dem Rücken zur Windrichtung legen.

Der Ghibli, der jetzt über die neun Männer hereinbrach, dauerte fünf Nächte und vier Tage. Er ließ hin und wieder nach, um dann mit erneuter Wucht loszubrechen. In der dritten Nacht drehte der italienische Unteroffizier durch. Er sprang auf, und ehe ihn jemand halten konnte, war er nach draußen gerannt. Sein Kamerad wollte ihm nach, doch Prendergast hielt ihn zurück. Als sich der Italiener wütend zur Wehr setzte und

den Offizier wegstieß, warf sich McDouglas dazwischen und schlug den Italiener mit einem Haken zu Boden.

»Tut mir leid«, knurrte McDouglas. »Aber du sollst nicht auch noch vor die Hunde gehen da draußen!«

Prendergast rappelte sich wieder auf und nickte McDouglas zu.

»Okay, ist schon recht so. Immerhin war der andere sein Landsmann. Aber es wäre sinnlos, nach ihm zu suchen, solange der Ghibli tobt. Bindet ihn und paßt auf ihn auf.«

Nach Abklingen des Ghibli suchten sie nach dem Italiener. Sie fanden ihn nur knapp 15 Minuten von ihrem Schlupfwinkel entfernt. Tot! Der Sand hatte ihn halb zugeschüttet. Nur ein Arm ragte noch bis zur Schulter aus dem Sandhügel.

Dies war der zweite, fuhr es Lieutenant Calhoun durch den Kopf. Wie lange würde es dauern, bis auch der letzte von ihnen vor die Hunde ging? Sicher, sie hatten noch genügend Proviant. Doch hier, weitab von der Nachschubstraße, waren sie ohne jegliche Verbindung zur Außenwelt. Neben Corporal Farnes wurde nun auch der italienische Sergente beigesetzt. Die Männer standen bei einem kurzen Gebet um sein Grab, und sie alle bedrückte der Tod des Mannes, weil sich jeder seine eigenen Gedanken darüber machte.

Am Abend unterbrach Calhoun das lastende Schweigen, als sie nach dem Abendessen vor der Höhle saßen:

»Sir, wir kampieren jetzt schon fast vier Wochen hier. Wie lange wollen wir noch bleiben?«

Prendergast drückte den Rest seiner Zigarette aus und wandte sich Calhoun zu. Sein Gesicht war in den vergangenen Wochen noch hagerer und ernster geworden. Man sah ihm an, daß er sich Sorgen machte.

»Wir brechen morgen abend auf. Wir haben den 15. November, und ich denke, in drei Tagen werden wir sehen, wie es weitergeht. Sind die Fahrzeuge klar, Sergeant Babco?«

»Jawohl, Sir. Wir brauchen nur unser Zeug aufzuladen und

können dann sofort abrücken. Was machen wir mit dem Beutefahrzeug? Sollen wir den Rest an Proviant und Wasser sowie den Treibstoff auf unsere Jeeps verteilen?«

»Wir lassen das Fahrzeug zurück. Unsere genügen vollkommen. Wie steht es mit der Bewaffnung?«

»Alles überholt, Sir«, warf McDouglas ein. Er war der Waffenexperte der Gruppe.

»Okay, dann macht alles klar. Morgen nacht rücken wir ab.«

Prendergast spürte, daß die Männer heilfroh waren, von der Untätigkeit erlöst zu sein und daß sie hofften, bald wieder unter zivilisierten Menschen zu sein.

*

Auf dem Kriegsschauplatz Nordafrika standen jetzt beide Seiten kurz vor einer Offensive. Über 100.000 Mann hatte der britische Oberbefehlshaber, Sir Auchinleck, bereitgestellt. Den Truppen in der ersten Linie mochte in etwa auch das Aufgebot auf deutscher Seite entsprechen, wenn die zum Teil unbeweglichen und schlecht ausgerüsteten Italiener hinzugerechnet wurden.

General Penthouse hatte sich bereits zur Front begeben. Der Angriffstermin war für den 18. 11. 1941 festgesetzt. Noch auf dem Wege nach vorn erhielt er die Nachricht, daß der Raid auf Rommels Hauptquartier mißlungen war. In dieser Nacht war der »Wüstenfuchs« nicht in seinem Hauptquartier, sondern bei seinen Truppen in der vordersten Linie. Erst lange hinterher erfuhren die Briten, daß sie nur die Unterkunft des Quartiermeisters des Deutschen Afrikakorps angegriffen hatten.

In der Nacht des 17.11. trafen verschiedene, für einige Teile ungünstige Faktoren zusammen. Für das »Unternehmen Rommel« waren die Witterungsverhältnisse ausgezeichnet. Aber ein dummes Mißgeschick ließ das Unternehmen scheitern, und es gelang nur wenigen, die britischen Linien zu

erreichen. Major Geoffry Keyes fand dabei den Tod, die Überlebenden waren auf der Flucht.

In dieser Nacht, in der es in Strömen regnete, war auch Colonel Prendergast auf dem Weg nach Cirene. Fast zur gleichen Stunde landete 200 Kilometer hinter den britischen Linien ein deutscher Kommandotrupp, der die Aufgabe hatte, den Funkverkehr der 8. Armee zu stören. Doch auch diesem Kommandotrupp sollte kein großer Erfolg beschieden sein.

In dieser Nacht war auch für die 1. Sturmbrigade des SAS unter Captain Stirling der erste große Einsatz gekommen. Doch auch dieses Vorhaben schien schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt zu sein.

Die Lufttätigkeit der Briten hatte in den Tagen vom 12. bis 15.11.41 erheblich zugenommen, und jeder ahnte, daß etwas in der Luft lag. Darüber war man sich auch auf deutscher Seite klar. Niemand zweifelte mehr daran, daß bald der Angriff auf Tobruk beginnen würde. Jene Feste, in der Neuseeländer und Australier eingeschlossen waren und sich mit dem Mut der Verzweiflung verteidigten. Die »Wüstenratten« wehrten sich dagegen, von den »Wüstenfüchsen« verschlungen zu werden. Auch die Lufttätigkeit der Achsenmächte wurde intensiver. Jedes einsatzfähige Flugzeug wurde in die Luft geschickt, um am 15.11. britische Verbände in der Oase Girabub anzugreifen.

Um 5.00 Uhr verlassen Jagdmaschinen des JG 27 und Zerstörer der 8./Zg 26 vom Typ Messerschmitt 110 die Plätze bei Gafsa und Tmini. Sie haben einen Anflug von rund 400 Kilometern durch die libysche Wüste vor sich, und die Piloten wissen, daß der Angriff auf Anhieb klappen muß. Sie dürfen nicht lange suchen, sonst sind die britischen Jagdstaffeln in der Luft, noch ehe sie über dem feindlichen Platz sind.*

Die deutschen Jäger und Zerstörer fliegen der aufgehenden

* Die Dokumentation entstammt dem Buch von Ring/Shores: »Luftkampf zwischen Sand und Sonne«, Motorbuch-Verlag, Stuttgart.

Sonne entgegen. Unter ihnen huscht die rötlich schimmernde Erde der Cyrenaika dahin, an der Küste erkennt man eine aufgerissene Wolkendecke. Zeitweise sehen die Männer in den Maschinen das Band der Via Balbia (Küstenstraße) unter sich. Südlich von El Adem liegt ein Bodennebelfeld, so weit das Auge reicht. Nach einer Stunde sind die Messerschmitt-Zerstörer über dem berüchtigten Stacheldrahtzaun. In der Nähe fliegen eine Staffel Ju 88 sowie zwei Staffeln Me 109 des JG 27 als Jagdschutz. In 1.000m Flughöhe nähern sich die Maschinen ihrem Ziel. Schon sehen sie die Salzseen von Girabub. Dazwischen Sand, von Zeit zu Zeit ein kleiner, dunkler Fleck: Schatten von Wolken, die das Auge täuschen.

5.15 Uhr. Oberleutnant Schulze-Dickow, der Staffelkapitän der 8./ZG 26, sieht jetzt im Dunst eine Hügelkette, und er weiß: Sie sind da! Palmenhaine tauchen auf, der große Minaretturm der Moschee – ein wunderbares Bild. Ruhig und friedlich: die Oase Girabub!

Jetzt starren die Augen der Piloten angespannt voraus. Sie suchen den Himmel nach Gegnern ab, und sie warten auf die Schüsse der Flak. Im Tiefflug – knapp 10 Meter über dem Boden – rasen sie über die flachen, weißen Häuser der Oase. Da sieht Oberleutnant Schulze-Dickow auch schon die Straße zum Flugplatz. Bis jetzt war alles programmäßig wie am Schnürchen gelaufen.

Ein Sprung über den letzten Hügel, dann liegt der Platz vor ihnen. Schulze-Dickow sieht Marylands, die aufgetankt werden. Rechts drüben stehen getarnte Jagdmaschinen. Einige sind aufgedeckt, daneben stehen die Warte und kleinere Gruppen Bodenpersonal in der Nähe. Sie rennen durcheinander wie aufgescheuchte Ameisen, als sie die deutschen Maschinen erkennen und schon die ersten Geschosse zwischen Flugzeuge und Menschen prasseln. Die 2-cm-Granaten schlagen in Maschinen, auf die Landebahn, in Spritfässer und Munitionsstapel; Menschen hetzen über den Platz, brechen im Hagel der

Geschosse zusammen, andere verschwinden in den aufsteigenden Rauchpilzen der explodierenden Munition.

Ein paar Fahrzeuge fahren wie wild durch die Gegend; sie versuchen dem tödlichen Hagel zu entgehen. Dichte Staubschleier ziehen über das Feld und mischen sich mit den fetten Rauchwolken der brennenden Maschinen und Treibstofftanks. Ein brennender Tankwagen fährt im wilden Zick-Zack-Kurs über den Platz, rammt ein Flugzeug und verschwindet in einem grellen Explosionsblitz. In diese Hölle fallen dann die ersten Bomben und machen den Wirrwarr perfekt. Jetzt erst schießt die feindliche Flak. Die Männer in den Zerstörern sehen weiter draußen ein paar feindliche Curtiss, die zum Start ansetzen, nach kurzem Anrollen abheben und hochziehen.

Die 33. Squadron wird im Alarmstart den neun Ju 88 und sechs Me 110 entgegengeworfen, die jetzt den Landestreifen erneut mit Bomben und Bordwaffen verwüsten. Im gleichen Moment, in dem sich die Curtiss auf die Deutschen stürzen wollen, bekommen sie plötzlich selbst Feuer von den Me 109 der I. Gruppe des JG 27, die überhöht gewartet haben und sich jetzt wie Habichte auf die Curtiss stürzen. Während der höllische Reigen über der Oase Girabub losgeht, kehren fünf englische Transportmaschinen wieder um. Sie sind über Funk rechtzeitig gewarnt worden und fliegen einen kleinen Notlandeplatz an.

Zur Vorsicht verlassen die Besatzungen die Maschinen und warten in den Splittergräben längs des Platzes auf die Entwarnung.

Währenddessen ging der Kampf über Girabub weiter, bis die letzten Me 109 mit ihren Zusatztanks unter den Rümpfen abdrehten und in Richtung Heimathorst verschwanden. Auf dem arg beschädigten Platz bleiben 22 Feindmaschinen, die am Boden zerstört wurden, zwei brennende Treibstofflager und explodierte Munitionsstapel zurück.

Oberleutnant Schulze-Dickow wurde bei dem Angriff

verwundet, sein rechter Motor hatte einen Treffer bekommen, und er mußte auf einem Salzsee notlanden. Kurz darauf wurde er von seinem Rottenflieger, Oberfeldwebel Swoboda, an Bord genommen, der dicht neben der Maschine des Staffelkapitäns landen konnte. Während er umstieg, flog die Staffel über ihnen einen Abwehrkreis. Sie waren nicht gewillt, ihren Kapitänen in der Wüste zurückzulassen.

7.55 Uhr: Liegeplatz der 8. Staffel des ZG 26. Die letzten Maschinen rollen aus. Nur die »3 U-DS« von Oberleutnant Schulz-Dickow fehlt, der einzige Ausfall bei diesem Unternehmen.

Eine Viertelstunde später macht der verwundete Staffelkapitän Meldung beim General über den erfolgreich durchgeführten Einsatz in Girabub.

Als Captain Stirling und seine Männer in den fünf Transportern am Morgen des 16.11. auf dem Platz bei Girabub eintrafen, sahen sie, was der Gegner angerichtet hatte. Wären sie gestern nur eine Stunde früher gelandet, wären sie mitten in den Angriff hineingeraten, und ihr Unternehmen wäre schon hier in Girabub beendet gewesen. Mit grimmigen Gesichtern sahen die Männer die ausgebrannten Maschinen, das notdürftig wiederhergestellte Rollfeld, die ausgebrannte Halle und die Bombentrichter am Platzrand.

Das Kommando »Springtime« von Captain Stirling war jetzt angelaufen und mußte auch durchgeführt werden. Denn zu der selben Zeit, zu der Stirling und seine Männer die Maschinen bestiegen, fuhren aus der Oase Siwa sechs Fahrzeuge, besetzt mit 28 Mann, in Richtung Nordwesten.

Sie wollten sich mit dem Trupp von Captain Stirling 70 Kilometer südwestlich von Gazala in einem Wadi treffen. Der Trupp Ranger, der als Abholkommando diente, stand unter dem Befehl von Captain Rodney Silvers, dem Stellvertreter des vermißten Colonel Prendergast. Sie wußten, welches Himmel-

fahrtskommando sie vor sich hatten, doch unbeirrt nahmen sie ihren Marsch auf.

Die Kolonne war sechs Tage vor dem geplanten Angriffstermin in Marsch gesetzt worden. Sie sollte nach Möglichkeit vor den anderen am Treffpunkt sein. Doch man hatte einige Dinge nicht einkalkuliert, die nicht vorauszusehen waren, so zum Beispiel diesen deutschen Luftangriff auf Girabub.

Der Ghibli, der immer stärker wurde, ließ zudem die Piloten der fünf Transportmaschinen zaudern. Wer flog schon gerne bei solch einem Sauwetter. Es würde sicher auch nicht mehr lange dauern, und die Regenzeit brach an. Die Wetterfrösche der Air Force sagten zwar für die nächsten Tage eine vorübergehende Wetterbesserung voraus, aber jedermann wußte, daß sich auch die Meterologen irren konnten. Um nicht doch noch in die anbrechende Regenzeit zu geraten, war Captain Stirling fest entschlossen, seinen Angriff auf die Landeplätze der Deutschen bei Gazala und Tmini wie vorgesehen durchzuführen.

Gegen 18.00 Uhr ließ der Ghibli nach und legte sich dann völlig. Doch die Wetterfrösche warnten. Sie behaupteten, es sei nur eine kurzfristige Pause. Das Barometer sank, und für die nächsten Tage rechneten sie mit Regen. Doch bis es regnete, hoffte Captain Stirling schon seinen Auftrag durchgeführt zu haben.

In der Nacht des 15.11. landeten die beiden englischen U-Boote »Torbay« und »Talisman« Kommandoeinheiten in einer kleinen, verlassenen Bucht an der Cyrenaikaküste. Doch die schwere See und der tobende Sturm machten es den Männern schwer. Von vorgesehenen 53 Mann erreichten nur 30 die Küste, wo sie sich sofort in zwei Gruppen aufteilten.

Die erste sollte die Telefon- und Telegrafienverbindungen zum deutschen Hauptquartier unterbrechen. Die Gruppe zwei unter Leitung von Major Keyes sollte Rommels Gefechtsstand

überfallen. Als Keyes sah, daß er insgesamt nur 30 Mann zur Verfügung hatte, entschloß er sich, nur den Angriff gegen Rommel durchzuführen. Colonel Laycox blieb mit drei Mann an der Landungsstelle als Wache zurück, um die Sicherung der Einschiffung nach erfolgter Operation zu übernehmen.

Drei Offiziere und 25 Mann marschierten dann, in den durchnäßten Sachen vor Kälte klappernd, weiter landeinwärts, wo sie in den Sanddünen von Lieutenant Colonel Haselden empfangen wurden. Dieser erklärte ihnen die Lage und gab Keyes dann drei Führer mit, unter ihnen Lieutenant Thompson, der sein engster Mitarbeiter geworden war. Damit war der Auftrag von Haselden erfüllt. Er verschwand, als Araber verkleidet, genauso unauffällig, wie er gekommen war.

Ein paar hundert Kilometer weiter entfernt machte sich in der folgenden Nacht Captain Stirling mit seinen Männern bereit. Er sah das besorgte Gesicht des Sergeants, der hinten im Laderraum neben der Tür saß und später darauf achten mußte, daß alle ordnungsgemäß und in der vorher bestimmten Reihenfolge aus der Maschine kamen.

Das Flugzeug wurde von den Sturmböen hin und her geschüttelt, feine Sandkörner prasselten wie Regenschauer gegen die Bordwand. Der Ghibli hatte sich noch immer nicht ausgetobt. Stirling konnte sich vorstellen, daß der Pilot und der Beobachter vorn im Cockpit alle Mühe hatten, die Maschine auf Kurs zu halten.

Die Piloten flogen jetzt praktisch blind. Der Leiter der Transportgruppe, Squadron Leader (Major) Terrenby, der die erste Maschine mit Captain Stirling und zehn Mann sowie zwei Kisten mit Zündern und Sprengstoff flog, wußte, daß auch die anderen Piloten der Transport-Squadron mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen hatte wie er. Über Sprechfunk hatten sie noch bis vor zehn Minuten Kontakt, ihn aber dann abgebrochen, um ihr Unternehmen nicht zu gefährden. Doch

jeder der Piloten kannte den Absetzpunkt. Jetzt flog jede Transportmaschine eben für sich allein in diesem Unwetter ihr Ziel an.

In der zweiten Maschine lauschte Captain Thompson, der die zweite Gruppe anführte, dem Toben des Ghibli. Er machte sich Sorgen um den Absprung. Er wußte zwar, daß er sich auf seine Männer verlassen konnte, denn sie waren erfahrene Springer. Aber bei solch einem Wetter war noch keiner von ihnen abgesetzt worden. Bei einer Windgeschwindigkeit zwischen 70 und 90 km/h wurde man schnell weggefegt. Am Ende konnte man nur zusehen, daß man heil landete und sich nicht sämtliche Knochen brach.

Flight Sergeant (Oberfeldwebel) West, der Pilot der zweiten Maschine, wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und warf erneut einen kontrollierenden Blick auf den Höhenmesser. 500 Meter, verdammt tief, aber die Maschine wollte und wollte nicht steigen. Zudem drückte ihn der Wind zu weit nach Südwesten weg. Wenn sie so weiterflogen, verfranzten sie sich vollkommen.

»Wir verlieren ständig an Höhe!« rief ihm sein Kopilot und Beobachter, Flight Sergeant Harkort, zu. West blickte wieder auf den Höhenmesser. Es ging weiter nach unten.

»Wo sind wir jetzt?« erkundigte er sich.

»Damned, wenn ich das nur wüßte. Wir sind so oft vom Kurs abgekommen, daß ich keine genaue Standortbestimmung mehr machen kann.«

»Der rechte Motor läuft unklar!« mischte sich da Sergeant Clearence, der Bordmechaniker, ein.

West sah hinüber zum Temperaturmesser und erkannte, daß der Zeiger in den roten Bereich einwanderte. Die Öltemperatur im rechten Motor war zu hoch. Noch ein paar Minuten, und der Motor würde blockieren. Er verstellte die Luftschaubenblätter und beobachtete immer wieder den Temperaturmesser. Sinnlos, es wurde nicht besser.

»Mach keinen Mist... stell die Latte ab, bevor uns das Ding um die Ohren fliegt!« brüllte Clearence und sah besorgt nach draußen. Man hörte jetzt auch, wie der Motor unruhig lief, dann setzte er kurz aus, lief wieder weiter und stotterte dabei fürchterlich. Sergeant West hatte alle Mühe, die Maschine zu halten, sie drohte immer wieder nach der einen Seite auszubrechen. Jetzt stellte er den Motor ab.

»Es hat keinen Zweck!« rief West durch den Lärm. »Wir müssen eine Notlandung hinlegen. Wir fliegen morgen früh, beim ersten Büchsenlicht, oder wenn sich der Sturm gelegt hat, weiter. Clearence kann inzwischen versuchen, den Motor wieder in Gang zu bekommen.«

»Okay, Sir!... Aber dann betet mal erst, daß wir heil unten ankommen! Vom Starten wollen wir dann später reden!« gab der Mechaniker zurück, und Angst schwang in seiner Stimme mit. Es wurde einem ja schon blümerant, wenn man hinaussah – und da sollte auch noch gelandet werden, in einer Gegend, die niemand kannte.

»Sagt den anderen da hinten Bescheid, sie sollen sich anschnallen. Ich versuche zu landen!« brüllte West zurück, und seine Hände umkrampften den Knüppel, daß die Fingerknöchel hervortraten. Die schüttelnde Maschine verlangte von ihm das Letzte an Konzentration und Kraft. Langsam drückte er das Steuer weg, und mit einem Ohr hörte er noch, wie Harkort die Männer im Laderaum informierte.

Dann starrten die beiden wie gebannt auf den Höhenmesser. Nach Harkorts Berechnung konnten sie nicht mehr allzu weit von ihrem Ziel sein, und hier war ein breiter Wüstenstrich. Die Maschine bockte und wurde hin- und hergebeutelt. Um sie herum Sandwolken – weiter nichts als Sandwolken. Nur hin und wieder fetzten sie auseinander und gaben für einen Moment die Sicht frei. Tiefer ging es, und das Gesicht des Piloten war schweißglänzend und verzerrt. Rechts huschte ein langgestreckter Schatten vorüber, und der Beobachter duckte

sich tiefer. Dünen, tückische Sanddünen! Jetzt kam es darauf an, wie sie aufkamen. Hatten sie Glück und erwischten eine ebene Landefläche, war es geschafft.

Die Maschine setzte auf, sprang wieder hoch, setzte wieder hart auf und drohte auszubrechen. Flight Sergeant West hatte alle Mühe, das ausrollende Flugzeug zu bändigen. Sie hatten eine Sicht von höchstens fünf Metern, und West spürte, wie ihm der Schweiß aus allen Poren brach, als er auch den linken Motor abstellte und die Maschine, langsam gegen den Wind drehend, ausrollen ließ.

Für einen Moment vernahm man nur das Tosen des Sturmes. West lehnte weit vorgebeugt über dem Steuer und sammelte sich, während er keuchend nach Luft rang. Er war heilfroh, daß er bei diesem Mistwetter heil unten angekommen war. Alles andere war momentan unwichtig.

Als West dann im Laderaum bei den Fallschirmspringern stand, sah er die bleichen, grünlichen Gesichter der Männer, für die so eine Landung doch einen gewissen Schock im Gefolge gehabt hatte.

»Wie soll's nun weitergehen?« erkundigte sich Captain Thompson interessiert.

»Wir haben einen Motorschaden, Sir! Und zudem sind wir durch den verdammten Sturm so aus dem Kurs gekommen, daß wir uns echt verirrt haben«, erwiderte West und brannte sich eine Zigarette an. »Wir wollen versuchen, den Motorschaden zu beheben, werden beim ersten Licht starten und euch über dem vorgesehenen Landepunkt absetzen.«

»Also wissen wir gar nicht, wie weit wir von unserem Landepunkt entfernt sind?« erkundigte sich Thompson mißmutig.

Der Pilot zuckte die Schultern und lächelte schmal. »Genau, Sir ... bei diesem Wetter hapert es immer mit der genauen Orientierung. Wir hätten doch besser getan, auf unsere Wetterleute zu hören.«

»Malen Sie nur nicht den Teufel an die Wand!« gab Captain Thompson zurück. »Ich hoffe, die anderen hatten mehr Glück als wir.«

Er war zwar nicht so ganz überzeugt von dem, was er sagte, denn bei diesem verdammten Ghibli hatten die Piloten der anderen vier Maschinen sicher ebenso viele Schwierigkeiten wie der ihrige. Jetzt konnten sie nur hoffen, daß der Motor nicht allzuviel abbekommen hatte und sie am kommenden Morgen wieder starten konnten.

Squadron Leader Terrenby drehte den Kopf zur Seite und sah zu seinem Beobachter hinüber. Leise Ungeduld schwang in seiner Stimme mit, als er lautstark fragte:

»Wie ist es, Williams, haben Sie's oder nicht?«

»Jawohl, Sir! Nach meinen Berechnungen stehen wir in genau fünf Minuten vor der Absprungstelle. Wir müssen die Jungs in einer Höhe von 150 Metern absetzen.«

»Okay«, gab Terrenby zurück. »Dann geben Sie Signal: Klarmachen zum Sprung!«

Als erstes wurden die Behälter mit den Zündern und dem Sprengstoff abgeworfen; dann sprangen die Männer. Als erster Captain Stirling. Wie eine Riesenfaust schlug ihm der Ghibli mit seinen tausend feinen Nadeln ins Gesicht. Als er nach oben schaute, meinte er, einen Moment den Schatten eines Fallschirmes zu sehen.

Stirling kniff die Lider zu einem schmalen Spalt zusammen, um nicht zuviel Sand in die Augen zu bekommen. Ohne diesen elenden Wind wäre die Landung nicht schwierig. Entweder trug er sie zu weit weg von dem verdammten Wadi, oder aber er ließ sie genau mitten drin landen. Beides war gleichermaßen übel.

Dann war es soweit! Er sah auf einmal zwischen den Sandwolken eine dunkle Stelle, und schon war sie wieder weg. Schemenhaft glitten einige Hügel vorüber – dann kam auch

schon der harte Aufprall. Stirling wurde bis ins Mark durchgeschüttelt. Er machte eine Rolle, bekam zum Glück seinen Fallschirm gleich unter sich und hatte trotzdem Mühe, ihn in dem tosenden Sturm zu bändigen und zusammenzurollen. Keuchend stemmte er sich gegen den Sandsturm, während er den Schirm zu einem Bündel zusammenschnürte. Er sah sich mit eng zusammengekniffenen Augen um, bis er eine Düne entdeckte und darauf zuging.

Teufel, wenn man nur genau wüßte, wo man sich hier befand. Am Fuß der Düne vergrub er den Schirm. Dann lag er flach auf dem Bauch und rang nach Luft. Er sah sich eingehend um, soweit die Sicht reichte. Hier zu rufen, war bei dem Tosen des Windes sinnlos. Er hoffte nur, daß die anderen vernünftig genug waren und ebenfalls liegenblieben. Sie mußten das Abflauen des Sturmes abwarten, erst dann konnten sie etwas unternehmen.

Stirling fuhr hoch und erschrak, als aus den wehenden Sandschleieren eine unförmige Gestalt auftauchte, über ihn hinwegglitt und ein paar Meter weiter entfernt aufschlug. Blitzschnell sprang der Captain auf und rannte los. Er griff schnell zu und stoppte die rasende Schleppfahrt des Mannes, der da am Fallschirm hing und durch die Gegend geschleift wurde. Als sich Stirling den Unglücksraben näher betrachtete, erkannte er Sergeant Noel Barrymore, einen an und für sich guten Springer, der nur das Pech gehabt hatte, nicht richtig aufgekommen zu sein. Mit Hilfe Stirlings begrub er seinen Schirm ebenfalls.

»Danke, Sir«, keuchte Barrymore. »Der verdammte Ghibli hat mich bald zu Tode geschleift. Ich kam nicht richtig auf, und schon wurde ich weggeweht!«

Er fuhr sich fluchend über das zerschundene Gesicht. Seine Augen brannten und trännten.

»Wo sind wir denn überhaupt, Sir?«

»Ich weiß soviel wie Sie«, brüllte Stirling zurück. »Ich hoffe

nur, wir sind da, wo wir auch hin wollten. Warten wir's ab, bis wir besser sehen können.«

»Sind wir beide hier allein? Wo sind die anderen?«

»Das weiß der Teufel!« brüllte Stirling wütend und barg den Kopf zwischen den Händen. »Oder sehen Sie vielleicht einen?«

So lagen sie schließlich beide dicht nebeneinander und warteten darauf, daß der Sturm nachließ. Jetzt verwünschte Stirling seinen eigenen, blödsinnigen Entschluß, trotz der Warnung der Wetterexperten den Raid durchgeführt zu haben.

Stunden vergingen, und die beiden Männer waren wehrlos dem Toben des Ghibli ausgesetzt. Sie wußten, daß hier um sie herum – vielleicht nur ein paar Meter von ihnen entfernt – die Kameraden genauso lagen und abwarteten. Stirling dachte an die Behälter mit den Zündern und dem Sprengstoff. Würden sie sie je wiederfinden, oder waren sie inzwischen vom Sand verschlungen?

Die Rangereinheit unter Captain Silvers wurde von dem Ghibli während der Fahrt in der Wüste überrascht. Die Wagen fuhren dicht zusammen, und die Männer suchten Schutz hinter den Fahrzeugen.

»Dieser verdammte Wind«, schrie Staff Sergeant Cnox dem neben ihm liegenden Captain zu.

»Wir verlieren vor allem Zeit dadurch«, gab Silvers genauso laut zurück. Er zog sich den Schal weiter über das Gesicht. Sie mußten auf jeden Fall in spätestens 36 Stunden an ihrem Treffpunkt mit den Männern des SAS – einer alten, verlassenen Oase – eintreffen. In der Nacht des 18.11. sollten die SAS-Männer zu ihnen stoßen. In der folgenden Nacht würden sie dann den Rückmarsch zum Stützpunkt in der Oase Siwa antreten. Doch wenn der Ghibli weiter so anhielt, würden sie zu spät kommen. Jede Stunde konnte bei diesem Unternehmen entscheidend sein. Vorerst waren sie hier in Sicherheit und im Moment doch besser dran, als die Kameraden vom SAS, die in

dieser Nacht in der Nähe ihrer Ziele abspringen sollten. Captain Silvers konnte sich auch etwas Besseres vorstellen, als bei so einem Hundewetter mit dem Fallschirm abzuspringen...

Der Restgruppe von Colonel Prendergast ging es nicht besser. Sie wurden auf der Fahrt zu der Küstenstraße vom Ghibli überrascht und taten das einzig Vernünftige: Sie hielten hinter einer hohen Sanddüne, und im Schutz ihrer Fahrzeuge warteten sie das Abflauen des Sturmes ab. Sie hofften wie alle, daß dieser Sturm nicht zu lange dauerte, damit sie ihren Weitemarsch fortsetzen konnten. Sie befanden sich zwar in einer hügeligen Wüstengegend, doch wenn sie tagsüber hier liegenbleiben mußten, liefen sie Gefahr, von deutschen Flugzeugen oder einer Wüstenpatrouille entdeckt zu werden. Immerhin befanden sie sich ja in Nähe der Küstenstraße.

»Wie weit sind wir noch von der Küstenstraße entfernt?« erkundigte sich Sergeant Babcoke, der dicht neben Lieutenant Calhoun lag.

»Etwa zwanzig Meilen«, gab Calhoun zurück. »Das ist es ja gerade, was mich daran stört. Ein paar Stunden weiter, und für uns wäre alles gelaufen.«

»Verlaßt euch darauf, in den nächsten Tagen geht die Regenzeit los!« brüllte Lloyd. »Ich merke es an meinen Knochen!«

Die meisten Sorgen über diesen unverhofften Aufenthalt machte sich Prendergast. Sie durften nicht bis in den neuen Tag hinein festgehalten werden, sonst liefen sie Gefahr, entdeckt zu werden. Sie mußten unbedingt vor Tagesanbruch in der Lage sein, die Küstenstraße zu überqueren.

Erst gegen zwei Uhr morgens flaute das Toben des Ghibli ab. Sofort befahl Prendergast den Weitemarsch. In dieser Nacht zum 17.11. ging so ziemlich alles schief, was geplant und ausgeknobelt war.

*

Während Colonel Prendergast mit dem Rest seiner Leute sowie Captain Stirling und seine Männer auf das Abflauen des Sturmes warteten, standen auf der anderen Seite die Kräfte des Deutschen Afrikakorps (DAK) sowie die Italiener zum Großangriff bereit. Auf der englischen Seite sah es ebenso aus. Die Ausgangsstellungen zur Großoffensive waren eingenommen und die deutsche Luftaufklärung hatte dank der vorbildlichen Taktik der Engländer nicht viel erkennen können.

Auf britischer Seite waren zu der »Operation Crusader« die 4. indische Division, die 1. Panzerbrigade, die 2. Neuseeländische Division, die 7. Panzerdivision und die 1. SA-Division angetreten. Man hatte alles genauestens vorbereitet, um die Operation anlaufen zu lassen und wartete nur noch auf den Marschbefehl des Oberbefehlshabers, Sir Claude Auchinleck.

*

»Wieviel Mann haben Sie beisammen?« erkundigte sich Captain Rettier und wandte kurz den Kopf, als Staff Sergeant Withfield neben ihm wieder im Schutz des Sandhügels in Deckung ging. Sie gehörten zu der 3. Gruppe, und von den abgesprungenen zwölf Mann waren sie noch neun. Drei Mann waren in dem tobenden Ghilbi spurlos verschwunden.

»Wenn der Sturm abflaut, müssen wir uns nach den Sprengbehältern umsehen«, brüllte Rettier und duckte sich tiefer.

»Ich fürchte nur, Sir... wir werden die Behälter nicht mehr finden! Der Ghibli hat sie zu weit abgetrieben!« gab Withfield zurück. Er drehte kurz den Kopf und sah sich nach Sergeant Brake und Corporal Smarth um, die einige Meter hinter ihnen lagen. Hölle, wo sind die anderen drei abgeblieben?

Bis zum Morgen hatten sich drei Gruppen eingefunden. Nur eine von ihnen hatte einen Satz Zünder und Sprengsätze mit, dazu ein paar kleinere Sprengladungen. Captain Stirling entschloß sich, mit diesen wenigen Sprengmitteln einen der hier in der Nähe liegenden Flugplätze anzugreifen, um dort einige deutsche Maschinen zu vernichten und Fahrzeuge zu erbeuten. Es war die einzige Chance, dort einen Wagen zu schnappen, um von hier wegzukommen und zu den wartenden Rangers zu stoßen.

Das einzige, was Stirling unruhig machte, war das Fehlen der Gruppe Rettier. Bis zum Morgengrauen des 17.11. waren nur die Gruppen Stirling, Stafford und Plummers in dem Wadi. Insgesamt 27 Mann; davon zwei schwer verletzt. Sie mußten hier wieder abgeholt werden.

»Also Männer, wir befinden uns in unmittelbarer Nähe eines deutschen Flugplatzes!« Captain Rettier schwieg einen Moment und betrachtete die acht Männer, die wie er hinter einer langgestreckten Düne lagen und sich noch den verkrusteten Sand aus den Gesichtern wischten. »Meiner Karte nach befinden wir uns noch etwa zehn Meilen vom Wadi entfernt, in dem wir uns sammeln sollten. Wir haben aber in den wenigen Stunden, die uns noch zur Verfügung stehen, keine Chancen mehr, dorthin zu kommen.«

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: »Ich schlage deshalb vor, wir legen das, was wir an Sprengstoff und Zündern haben, an die Maschinen, schnappen uns ein paar Fahrzeuge und verschwinden!«

Er schwieg und die Männer blickten sich sekundenlang stumm in die Augen. Man sah es einigen an, daß sie mit Rettiers Idee nicht voll einverstanden waren, und es war Withfield, der die Bedenken aussprach:

»Bringen wir damit nicht die anderen in Gefahr, Sir?« meinte er mit heiserer, krächzender Stimme. »Ich meine, der

Angriffstermin war doch für die folgende Nacht vorgesehen?
Wenn wir jetzt loslegen, sind die doch gewarnt.«

»Das müssen wir riskieren«, erklärte Rettier mit einem scharfen Unterton in der Stimme. »Wir können hier nicht bei Tageslicht herumliegen; wir müssen ran und weg. Also: Wir teilen uns drüben am Liegeplatz in zwei Gruppen. Ich werde mit Masterson, Corporal Evans und Fisher die Maschinen anschleichen, die dort drüben auf der rechten Seite stehen. Withfield und die anderen nehmen die Fahrzeuge, die an den Zeltreihen stehen. Wenn ihr auf Posten stoßt, erledigt sie geräuschlos. Noch Fragen hierzu?«

»Wo stoßen wir wieder auf Sie und die anderen, Sir?« erkundigte sich Withfield. Rettier robbte auf den Kamm der Düne, und die anderen folgten ihm. Etwa 200 Meter vor sich sahen sie in der Nacht einen Flugplatz der Deutschen und erkannten rechts von sich die schlanken Leiber von Flugzeugen.

»Ihr fahrt in Richtung dieser Maschinen – wir kommen euch entgegengelaufen! Versucht, die anderen Fahrzeuge außer Betrieb zu setzen, damit sie uns nicht mehr nachkommen können! Okay?«

»Okay, Sir«, nickte Withfield.

»Dann los!«

Als erster glitt Rettier den Dünenhang hinunter und hastete geduckt, im weiten Bogen laufend, auf die Maschinen zu. In kurzen Abständen folgten ihm die anderen. Die Gruppe Withfield hielt sich weiter nach links. Blitzschnell preßte sich Withfield enger an den Boden, als ein Posten auftauchte, nur knapp 20 Meter an ihnen vorbeiging und zwischen den Fahrzeugen verschwand.

»Los, weiter!« zischte Withfield und hastete geduckt davon. Schnell verschwanden sie im Schatten der Fahrzeuge und lauschten angespannt auf die Schritte des Postens.

Sergeant Kaminski glitt langsam weiter, und als der Posten

wieder auftauchte und nur wenige Schritte entfernt von ihnen vorüberging, gab es ein unterdrücktes Röcheln. Dann war Stille. Nur der leise Wind war zu vernehmen.

»Okay, der schläft sich aus!« raunte Kaminski, als er wieder auftauchte. Withfield blickte sich schnell um. Er wollte einen geräumigen Wagen erwischen.

»Da drüben ... ein Kübelwagen!« raunte Summers, der neben Withfield kauerte und deutete mit der Hand in die entsprechende Richtung.

»Der steht zu nahe an den Zelten«, gab Withfield leise zurück. »Aber dort, ein paar Meter davor, das ist ein kleiner Laster, und der hat noch Kanister an den Seiten!«

»Hoffentlich sind sie voll«, gab Summers knurrend zurück.

»Das werden wir sehen. Los, du kommst mit und hältst mir den Rücken frei. Kaminski und Skelton, ihr legt ein paar Handgranaten an die Türen, mit Abreißvorrichtung, klar?«

»Klar«, nickte Kaminski, und in seinem geschwärzten Gesicht leuchteten die Zähne.

Geduckt huschten sie davon. Hinter sich wußte Withfield Sergeant Summers, der mit der MPi sein Vordringen sicherte und ihm dabei langsam und genauso geräuschlos folgte. Blitzschnell verschwand Withfield im Wagen, tastete nach dem Schlüssel. Er steckte! Dann beugte er sich nieder, um vielleicht sehen zu können, wie es mit dem Treibstoffvorrat stand – und fuhr erschrocken hoch, als plötzlich drüben bei den Maschinen Stimmen laut wurden und Schüsse aufpeitschten. Damned, da war etwas schief gegangen!

Withfield drehte den Schlüssel, der Anlasser schnurrte, aber das Ding sprang nicht an. Er kümmerte sich jetzt nicht mehr um den Lärm da draußen, denn der Motor kam dröhnend auf Touren. Dann warf Withfield den Gang hinein und duckte sich unwillkürlich tiefer, als die Windschutzscheibe plötzlich vor ihm klorke und in Scherben zerfiel.

Er ließ die Kupplung kommen, erkannte, daß rechts von ihm

ein paar Gestalten auftauchten, Rufe waren zu vernehmen, und dann merkte Withfield, daß der Kübelwagen in der Nähe anfuhr. Er machte einen Schlenker mit dem Steuer, und es krachte und splitterte, als Withfield den »Kübel« an der linken Seite rammte. Und dann wurde die Nacht erhellt von einigen Detonationsblitzen. Sekunden darauf schmetterten die harten Schläge von Handgranatenexplosionen durch das Dunkel.

Auf dem Trittbrett tauchte Summers auf. Sich nur mit einer Hand festhaltend, feuerte er in die Zelte. Jetzt war ringsum die Hölle los. Wie Schemen sah Withfield die Gestalten von Kaminski und Skelton und bemerkte, daß Skelton taumelte. Withfield bremste kurz, die beiden enterten hinten auf den Wagen. Er sah nicht, wie Kaminski knieend feuerte, um dem verwundeten Skelton Gelegenheit zu geben, auf die Ladefläche zu kommen. Der Wagen fuhr, eine Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, schnell in Richtung der Maschinen davon.

Withfield sah drei Gestalten an den Rand des Flugplatzes rennen, und weiter drüben erkannte er einige Männer, die schossen. Kurz darauf stoppte er kurz neben den dreien, und die Tür wurde aufgerissen. Als Withfield kurz den Kopf wandte, erkannte er das blutverschmierte Gesicht von Captain Rettier.

»Los, ab! Damned ... Masterson hat's voll erwischt! Wir kamen nicht mehr dazu, eine Ladung zu legen!« keuchte Rettier und wischte sich über das blutige Gesicht.

Withfield riß das Steuer nach rechts und gab Gas. Laut röhrte der Motor auf, und rumpelnd und stoßend fuhren sie in die Wüste.

Withfield mußte sich jetzt auf den Weg konzentrieren. Hinter sich hörte er die Schüsse aus den Maschinenpistolen (MPi) seiner Kameraden, die auf der Ladefläche saßen und schossen, um ihre Verfolger abzuhalten.

»Verdammtd, mich hat's am Oberarm erwischt!« fluchte Summers gepreßt, der ganz außen saß und Rettier einen

Seitenblick zuwarf. Ein Streifschuß hatte ihm außerdem an der rechten Stirnseite eine breite Spur gerissen, die stark blutete.

Rettier versuchte, mit seinem Taschentuch die schlimmste Blutung zu stillen. Sie wurden in dem stoßenden und rüttelnden Wagen hin- und hergeschleudert; Withfield hatte Mühe, das Steuer zu halten. Als er einmal in den Rückspiegel sah, erkannte er, daß der Platz schon hinter einigen Sanddünen verschwunden war.

»Genauen Kurs, Sir?« fragte er durch das Dröhnen des Motors.

Rettier suchte, sich mit der rechten Hand das Taschentuch auf die Wunde pressend, nach seiner Karte und reichte sie Summers. »Los, schauen Sie sich das an! Richten Sie sich nach dem Nordstern, er muß jetzt weiter zurück liegen, drüben auf Ihrer Seite. Alles andere kennen Sie ja selbst.«

»Sicher, Sir!« knirschte Summers. Die Armwunde schmerzte, doch jetzt war keine Zeit, sich groß darum zu kümmern. Nach einigen Minuten gab er Withfield die genaue Richtung an. Einen weiten Bogen nach Südosten schlagend, fuhren sie in den neuen Tag hinein.

Nur wenige Minuten nach dem Feuerüberfall der Engländer wurde ein Wüsten-Jagdkommando, das sich zufällig auf dem Marsch von Bengasi nach Tmini befand, alarmiert und versuchte nun, die Spur der Flüchtigen zu finden. Als der Geschwaderkommodore und seine Offiziere die Bekleidung des Toten sahen, wußten sie, wozu dieser Mann gehörte.

»Das sind einwandfrei Rangers«, erklärte einer der Offiziere. »Da, diese dicken Gummistiefel und die typische MPi der Tommys. Ich möchte nur wissen, wo die herkamen?«

»Irgendwo aus der Wüste, da wo sie zu Hause sind und wo sie ihre Verstecke haben«, gab der Geschwaderkommodore zurück. »Wir haben ihnen ein Wüstenjagdkommando auf den Hals gehetzt. Zudem werde ich gleich bei Tagesanbruch eine Rotte losschicken, die die Spur verfolgen soll. Von oben aus

sind die eher zu entdecken. Bringt den Toten weg, er soll wenigstens ein ordentliches Grab haben! Kommen Sie, meine Herren!«

Während der Kommodore mit seiner Begleitung wieder zu seinem Wagen ging, trugen die zurückbleibenden Männer der Wache und des Bodenpersonals den Toten in eine Zeltplane gehüllt davon, während einer der Warte (Mechaniker) mit einem Päckchen auftauchte, das sich als fertige Sprengladung erwies.

»Mann, da haben wir vielleicht Dusel gehabt. Wenn die Dinger noch gezündet hätten, wäre uns der Arsch auf Grundeis gegangen!«

»Hast du vielleicht gedacht, die machen uns 'nen Anstandsbesuch?« frozzelte ein Feldwebel und zündete sich eine Zigarette an. »Jedenfalls hat sie unser Müller zwo verscheucht, der ist jetzt der Held des Tages. Paß mal auf, der kriegt noch das EK dafür!«

»Dafür haben sie dem Bertram eines über den Schädel gezogen, daß er die nächsten drei Wochen nicht mehr richtig geradeaus sehen kann!« erwiderte ein anderer.

Während der Tote auf den Wagen geladen wurde, gingen die anderen debattierend wieder zu ihren Quartieren zurück. Sie hatten Glück gehabt, daß die Engländer nicht dazu gekommen waren, ihre Sprengladungen hochzujagen.

Die letzten Arbeiten an der notgelandeten Transportmaschine waren erledigt. Sergeant Clearence wischte sich die ölverschmierten Hände in dem Putzlappen ab, mit dem er sich während seiner Arbeit am defekten Motor auch hin und wieder über sein schweißglänzendes Gesicht gefahren war. Genauso sah es auch aus.

»Well, ich denke, die macht es wieder! Einen Probelauf unterlassen wir besser, wir sind zu nahe an den Deutschen«, meinte der Bordmechaniker zu dem neben ihm stehenden

Piloten. West hatte den Kragen seiner Lederjacke hochgeschlagen und blinzelte zu dem Motor hoch.

»Okay, dann wollen wir mal unsere Gäste darauf vorbereiten, daß die Reise weitergeht! Was meinst du, wie die sich freuen werden.« Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Bald ist Tag. Wir müssen uns ranhalten!« Er wandte sich ab und ging hinüber zu Captain Thompson, der neben dem Einstiegsluk stand und hinter der hohlen Hand eine Zigarette rauchte.

»Wir sind wieder startklar, Sir. Es wird gleich hell.«

»Danke!« nickte Thompson und deutete mit der Rechten auf die Dünen ringsum. »Dann müssen Sie aber einen schneidigen Start hinlegen, damit Sie uns aus diesen verdammten Sanddünen herausbringen, Mr. West.«

»Genau, Sir«, grinste West schwach. »Verlassen Sie sich darauf, ich komme schon hoch. Ich werde mich aber zunächst so tief wie möglich halten, bis wir zu Ihrem Absetzpunkt kommen. Dort steige ich auf 400 Meter und laß euch runter, okay?«

»Okay, West, dann wollen wir mal alles klarmachen zum Abflug!«

Ein kurzer Händedruck, dann stieg Captain Thompson wieder ein, und das Luk schloß sich hinter ihm. West und seine Kameraden nahmen ebenfalls ihre Plätze ein. Dann starnten sie wie gebannt auf den überholten rechten Motor. Die Latte drehte sich, der Motor sprang an, der linke folgte, und dann liefen beide Motoren ruhig und gleichmäßig. West wandte den Kopf und grinste Clearence an. Der hob anerkennend die Hand.

»Alles okay, die Mühle läuft wieder!«

»Ready!« kam die knappe Antwort. West gab Gas, hatte aber noch die Bremse angezogen. Er spürte, wie die Maschine rüttelte. Da er keine lange Startbahn hatte, mußte er zusehen, das schwere Flugzeug möglichst schnell hochzubringen.

»Also, dann ab!« quetschte er zwischen den Zähnen hervor. Er gab Vollgas, löste die Bremsen, und dann rollte die

Maschine los. Sie wurde schneller, rumpelte und polterte über die unebene Piste, hob mühselig ab, setzte noch einmal hart auf, kam aber endlich frei. West atmete erleichtert auf und kurvte nun geschickt zwischen den Dünen herum, nur wenige Meter über dem Boden. Plötzlich brüllte Clearence erschrocken: »Jäger! Aus Richtung vier Uhr! Damned, der meint uns!«

West riß den Kopf herum und sah auch schon die spitze Schnauze einer Me 109. Sie kam stark überhöht auf sie herabgeschossen. Und dann knallte und prasselte es auch schon in der Maschine. Schreie klangen auf, die Maschine verlor jäh an Höhe.

Mit weit aufgerissenen Augen sah West eine breite Sanddüne auf sich zukommen, und es gelang ihm gerade noch, die waidwund geschossene Maschine über den Hügel zu bekommen. Dann fegte sie auch schon über den unebenen Wüstenboden, bekam mit der linken Tragflächenspitze Bodenberührungen, und der Rest ging im Krachen und Splittern unter.

Als West wieder klar denken konnte, hörte er nur noch das Knistern der heißen Motoren. Er spürte, wie ihm etwas Warmes über die Stirn lief, und als der mit der Hand danach tastete, fühlte er die feuchte Wärme von Blut. Mühsam befreite er sich aus seinem Sitz und bemerkte erst jetzt den zusammengesunkenen Beobachter. Als er sich über ihn beugte, sah er das zerschmetterte Gesicht; Flight Sergeant Allan Harkort war tot.

Sergeant Clearence hatte sich ein paar Rippen gebrochen, und sein rechter Unterschenkel stand vom Bein quer ab.

Als sich West mühsam aus den Trümmern des Cockpit zwängte und vorsichtig den Mechaniker heraushob, hörte er erneut Motorengedröhnen und sah hoch über ihnen die Feindmaschine kreisen. Sie schoß donnernd herab, fegte im Tiefflug über sie hinweg und verschwand dann in Richtung Gazala.

*

Oberfeldwebel Schulz von der II./JG 27 hatte gesehen, daß die Bristol-»Bombay« nur noch ein Schrotthaufen war. Auf jeden Fall brauchten die da unten Hilfe, denn sicher hatten sie Schwerverwundete an Bord.

Schulz gab seine Abschußmeldung per Funk an den Platz durch und erklärte, daß in der notgelandeten Maschine noch Lebende zu vermuten seien. Als er zur Landung ansetzte, sah er, daß ein Lastwagen schon bereitstand. Kaum war Schulz mit seiner Maschine ausgerollt, kam auch schon der Kübelwagen des Kommandeurs über die Piste gefegt.

»Was war da los, Schulz?« erkundigte sich Hauptmann Lippert.

»Eine Bristol-Bombay, Herr Hauptmann!« meldete Oberfeldwebel Schulz knapp. »Ich erwischte sie beim Start zwischen den Dünen. Sie muß vergangene Nacht dort gelandet sein und versuchte jetzt, zu entkommen. Sie liegt nur wenige Kilometer von hier mit der Nase im Sand. Es dürften einige Verwundete an Bord sein.«

»Dann gehören die wahrscheinlich zu denen, die in der Nacht versucht haben, drüben bei der ersten Staffel den Liegeplatz zu überfallen und uns einen Wagen geklaut haben?« meinte Oberleutnant Rodel.

»Schon möglich, Rodel. Aber das werden wir genau wissen, wenn wir Überlebende finden. Sie und Hauptmann Bosch fahren mit dem LKW und einigen Männern samt unserem Doktor und sehen nach, was da los ist. Haben Sie etwas erkennen können, Schulz?«

»Ich sah, wie aus dem Cockpit ein Mann einen anderen heraushob. Sicher sind hinten im Laderaum noch mehr Verletzte!«

»Danke, Schulz! – Bosch und Rodel, Ihr meldet euch dann bei mir, ich werde inzwischen die Abwehr verständigen.

Vergeßt den Doktor nicht!«

»Selbstverständlich, Herr Hauptmann!«

Zehn Minuten später waren der Kübelwagen und LKW unterwegs zu der Absturzstelle der Feindmaschine.

*

Als West den schwerverletzten Clearence unter die abgebrochene Tragfläche legte, bemerkte er, wie Captain Thompson und Lieutenant Bonnigham aus den Trümmern des Laderaumes krochen und einen Verletzten zwischen sich trugen. Sie sahen sich kurz um und schleppten den Mann ebenfalls unter die Tragfläche, denn in wenigen Stunden würde die Hitze wie ein Hammer auf sie wirken.

»Damned, das hat ja sauber hingehauen«, sagte der hagere Thompson und tastete über die ständig größer werdende Beule auf seiner Stirn.

»Tut mir leid, Sir. Ich nehme an, man hat unseren Start beobachtet. Oder aber, man hat uns schon erwartet«, gab West zurück und fuhr sich über sein blutverschmiertes Gesicht.

»Schon möglich. Kommen Sie her, lassen Sie mich mal nach Ihrer Verletzung sehen.« Thompson betrachtete die breite, klaffende Platzwunde.

»Das müßte genäht werden«, stellte er sachlich fest und folgte dann Bonnigham, der wieder zu den Trümmern zurückging.

»Wir müssen erst sehen, wie es da drinnen aussieht. Kommen Sie, helfen Sie!«

»Okay, Sir, ich werde an dem Riß nicht gleich draufgehen«, gab West zurück und folgte Thompson auf immer noch etwas unsicheren Beinen.

»Bis jetzt drei Tote«, stellte Thompson fest. »Der Rest ist zum Teil schwerverletzt. Wie sieht es bei Ihnen aus?«

»Harkort ist tot... Clearence schwer verletzt!« erwiderte

West finster und bemühte sich dann, mit den anderen beiden die stöhnenden Verwundeten aus den Trümmern zu befreien.

Was sie am Ende feststellten, war bitter: Von den insgesamt 16 Mann waren nur die beiden Offiziere einigermaßen davongekommen. Außer einigen Prellungen und einer mächtigen Beule am Kopf von Captain Thompson hatten sie nichts mitbekommen. Vier Tote und 15 mehr oder minder schwer Verletzte waren zur bitteren Tatsache geworden. Die beiden Offiziere und West versorgten die Kameraden mit den wenigen Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen.

»Jetzt können wir nur hoffen, daß wir Hilfe bekommen, sonst sind wir erledigt«, meinte Thompson und fuhr sich über das verdreckte Gesicht. Die Sonne schien schon heiß.

»Ich schätze, der Bursche, der uns abgeschossen hat, wird wohl gesehen haben, wie's hier aussieht und uns Hilfe schicken.«

»Damned, daß uns das auch passieren mußte! Dieser verdammte Ghibli in der Nacht. Ich möchte nur wissen, wie die uns so schnell entdeckt haben«, fluchte Lieutenant Bonnigham.

»Ganz einfach, Sir. Man hat unseren Start beobachtet.«

Sie hockten im Schatten der zertrümmerten Maschine. Die Verwundeten waren versorgt, und nun konnten sie weiter nichts tun als warten. Die beiden Offiziere machten sich keinerlei Illusionen. Für sie gab es nur noch den Weg in die Gefangenschaft. Aber es war immerhin noch besser, als hier vor Durst umzukommen und das Sterben der Verletzten miterleben zu müssen.

Immerhin bestanden Aussichten, daß sie Hilfe bekamen. Denn bisher waren die Deutschen dafür bekannt, daß sie notgelandete Flieger nicht umkommen ließen. Die Zeit verrann, bis Sergeant West die lastende Stille unterbrach, die nur vom Wimmern der Verletzten durchdrungen wurde.

»Sehen Sie mal da drüben, Sir! Staubfahnen! Sie kommen in unsere Richtung!« Sie standen auf und starrten aus

zusammengekniffenen Augen in die angegebene Richtung. Schließlich erkannten sie zwei Fahrzeuge: einen Pkw und einen Lastwagen.

»Da sind sie!« seufzte Thompson und brannte sich eine Zigarette an. »Es sind Deutsche. Wenigstens werden jetzt unsere Verwundeten versorgt. Lieutenant Bonnigham, Sie wissen ja, was Sie zu sagen haben, wenn man Sie verhört?«

»Selbstverständlich, Sir! Name, Dienstgrad und Geburtsdatum, Ende!« gab Bonnigham mit einem vagen Lächeln zurück.

»Genau, Mr. Bonnigham!« nickte Captain Thompson. Dann blickten sie abwartend den Fahrzeugen entgegen, die nur wenige Meter von ihnen entfernt hielten. Aus dem Kübelwagen sprangen drei Offiziere, von dem Laster kamen ein paar Soldaten mit Karabinern.

Captain Thompson hob die Arme in Schulterhöhe und rief in gut verständlichem Deutsch: »Sparen Sie sich die Mühe, meine Herren! Außer uns dreien befinden sich hier nur noch Tote und Verletzte!«

Die Offiziere traten näher, grüßten knapp, und mit den Soldaten, die mißtrauisch ausschwärmteten, kam ein älterer Stabsarzt, der sofort zu den Verletzten ging.

»Ich hoffe, daß Sie unsere Verwundeten versorgen können«, fuhr Thompson fort.

Hauptmann Bosch, der Verhandlungsführer, nickte.

»Selbstverständlich, Sir! Unser Stabsarzt kümmert sich schon darum.« Dann stellte er sich und den neben ihm stehenden Oberleutnant Rodel vor.

»Thanks, Sir«, bedankte sich Thompson korrekt. »Mein Name ist Thompson, Captain der britischen Army; und dies ist Lieutenant Bonnigham, daneben der Pilot der Unglücksmaschine, Flight-Sergeant West.«

»Betrachten Sie sich ab sofort als Kriegsgefangene«, erwiderte Hauptmann Bosch. »Übergeben Sie mir bitte Ihre

Waffen, Sir!«

»Selbstverständlich. Hier ist mein Revolver, alles andere liegt da drüben in oder bei der Maschine.« Er warf einen Blick zu dem Arzt, der sich zusammen mit zwei Sanitätern um die Verletzten kümmerte und gerade anordnete, daß sie vorsichtig zum Lastwagen getragen werden sollten. Als letzte wurden die Toten aufgeladen.

Im Zelt von Hauptmann Lippert, dem Kommandeur der II./JG 27, fand das Verhör statt. Die beiden Offiziere machten nur Angaben zu ihrer Person, und hier erfuhren sie auch, daß in der vergangenen Nacht eine Sabotagegruppe den Liegeplatz der ersten Staffel des JG 27 angegriffen hätte, aber abgeschlagen worden wäre. Sie hatten einen Lastwagen erbeutet, aber einen Toten zurückgelassen. Auf die Frage von Hauptmann Lippert, ob die Saboteure zu ihnen gehörten, schüttelte Thompson den Kopf und verneinte.

»Ich finde es nur komisch, daß der Tote dieselbe Ausrüstung trägt wie Sie, Sir«, erwiderte der Hauptmann spöttisch.

»Tut mir leid, Sir... ich weiß nichts davon«, gab Thompson ruhig zurück. »Sie haben sich ja selbst davon überzeugen können, daß von unserer Maschine nicht mehr allzu viel übriggeblieben ist.«

»Gut. Das ist auch nicht meine Sache, damit soll sich unser Abwehroffizier beschäftigen. Sie werden zusammen mit Ihren Kameraden nach Derna überführt. Bis dahin sind Sie hier unsere Gefangenen.«

Die beiden Offiziere grüßten und wurden von einer Wache weggebracht. Hauptmann Lippert sah den beiden Tommys nachdenklich nach. Morgen würde er die beiden nach Derna fliegen lassen; schließlich waren sie hier Jagdflieger und keine Vernehmungsspezialisten.

Entlang der Liegeplätze der deutschen und italienischen Luftwaffe war inzwischen Alarmstufe eins befohlen worden.

*

»Da drüben zwischen den Dünen entlang, sonst gehen uns die Federn zu Bruch!« brüllte Captain Rettier dem am Steuer sitzenden Withfield zu. Gleich würde der Tag anbrechen, und dann wurde es kritisch.

Rettier war klar, daß sich die Deutschen den Diebstahl ihres Lasters nicht so ohne weiteres würden bieten lassen. Die Fahrt quer durch die Wüste war eine Höllentour. Ihnen schmerzten alle Knochen im Leibe. Doch es war immerhin besser, schlecht zu fahren, als 60 Meilen gut gelaufen.

Um acht Uhr wurde ihre Flucht jäh beendet. Rettier hörte das Trommeln einiger Fäuste auf dem Dach des Führerhauses, und noch ehe er Kaminski, der jetzt am Steuer saß, warnen konnte, vernahm Rettier ein bekanntes Geräusch.

Schon stiebten vor ihnen und um das Fahrzeug herum Sandfontänen auf, und Rettier brüllte:

»Stop!...Tiefflieger! Jetzt haben sie uns! Raus!«

Kaminski bremste, der Wagen schleuderte, drehte sich einmal um die eigene Achse, und da schlügen auch schon die ersten Bordwaffengeschosse in den Laster. Die Schreie der Getroffenen gingen in dem Hämmern der Waffen unter.

Captain Rettier stieß die Tür auf, wurde noch in der Schleuderbewegung des Fahrzeuges hinauskatapultiert, schlug auf die Erde, machte eine Rolle und lag dann in einer Sandkuhle. Blitzschnell zog er den Kopf zwischen die Schultern, als er die Leuchtspurbahnen der erneut im Tiefflug heranfegenden Me 109 durch den Staub- und Rauchschleier direkt auf sich zurasen sah. Dann hämmerten auch schon die Geschosse knapp rechts neben ihm in den Sand. Inzwischen war die zweite Maschine am Zuge. Sie schoß auf den brennenden Wagen, und wieder suchte Rettier in dem kleinen Sandloch Deckung vor den herumschwirrenden Splittern.

Der ganze Spuk dauerte nur ein paar Minuten. Als Rettier

den Kopf hob, sah er die letzte Maschine hochziehen und in Richtung Nordwesten verschwinden.

Als der Captain sich aufrappelte und zu dem brennenden Fahrzeug hinübertaumelte, spürte er erst, daß ihm ein Geschoßsplitter den rechten Oberschenkel ab dem Knie aufgerissen hatte. Aus den Rauchwolken taumelten zwei Männer, die einen dritten hinter sich herzogen. Sie schleiften ihn in die Deckung einer flachen Sandkuhle, wo sie hustend und nach Luft ringend neben ihm niedersanken.

Rettier wäre fast über den furchtbar zugerichteten Leichnam von Corporal Fisher gestolpert. Er war voll von einer Garbe schwerer Bordwaffengeschosse erwischt worden und sah grausig aus. Rettier wandte sich ab. Er hinkte hinüber zu Kaminski, Withfield und Skelton. Skelton hatte es zum zweitenmal schwer erwischt; außer einigen Brandwunden hatte er noch zwei Oberschenkeldurchschüsse. Kaminski hatte breite Rißwunden quer über den Rücken und am linken Oberschenkel, Withfield Brandwunden. Seine Hände sahen furchtbar aus. Dagegen war der Hüftdurchschuß noch harmlos.

»Jetzt haben sie uns den Rest gegeben, die Schweine!« keuchte Kaminski und fuhr sich mit zitternden Händen über das verdreckte, schweißglänzende Gesicht. Er wälzte sich auf die Seite und warf einen Blick auf Rettier, der sich neben Skelton niederließ.

»Wo... wo sind die anderen?« fragte er. Er wußte schon die Antwort, als er die Gesichter der beiden sah, bevor sie noch etwas gesagt hatten. Withfield richtete sich mühsam auf und setzte sich hin, die verbrannten Hände, von denen die Haut in Fetzen herabging, zwischen den Beinen.

»Tot... sie kamen nicht mehr vom Wagen runter! Ihn hier konnten wir noch rausholen, er stürzte vom Wagen«, erwiderte Withfield und wandte den Kopf.

Rettier beugte sich über den leise vor sich hin wimmernden Skelton. Mein Gott, was mußte ein Mensch alles dulden, bis er

den letzten Weg antrat. Der Captain war völlig deprimiert. Jetzt erst spürte er die Wunde, die geprellten Glieder, die Hautabschürfungen, seinen total geschundenen Körper. Als er sich abwandte und hinüber zu dem brennenden Wagen sah, wußte er, daß ihre Lage hoffnungslos war. Fast 40 Meilen von Gazala entfernt, und ihr Treffpunkt lag etwa 20 Meilen weiter östlich. Zu Fuß und in diesem Zustand war es einfach hoffnungslos.

»Jetzt sitzen wir bis zu den Ohren im Dreck und kommen nicht mehr raus!« fluchte Kaminski verzweifelt. Ohnmächtiger Zorn, Verzweiflung und Schmerz trieben ihm die Tränen in die Augen. Doch als er die Gesichter der anderen sah, erkannte er: Sie hatten genauso zu leiden wie er.

»Erst werden wir mal die Toten unter die Erde bringen«, befahl Rettier. Er wußte, um den ersten Schock zu überwinden, war Beschäftigung die beste Therapie.

»Okay, Sir!« knirschte Kaminski und richtete sich mühsam auf. Sein Gesicht war von Brandblasen verunstaltet, und er sah jetzt einem Monster ähnlicher als einem Soldaten.

Nachdem Rettier die anderen notdürftig verbunden hatte, machte er sich daran, den Leichnam von Fisher mit Kaminski zusammen in eine flache Grube zu legen, die sie mit ihren Messern gebuddelt hatten. Ein kurzes Gebet, dann humpelten sie hinüber zu dem noch qualmenden Wagen. Rettier wandte sich schauernd ab, als er die verkohlten Leichen von Withe, Evans und Summers zwischen den Trümmern sah. Nein, es hätte wenig Sinn, die drei aus dem Wrack zu holen. Schnell trat Rettier ein paar Schritte zurück, als ihm der Wind die Hitze ins Gesicht schlug. Er ging wieder zu den anderen, und an seinem Gesicht konnten sie ablesen, wie es um sie stand.

»Wir werden nach Südosten marschieren, den Generalkurs haben wir ja noch«, stellte er fest. Daß sie nur den geringen Wasservorrat zur Verfügung hatten, den sie bei sich trugen, war ihnen klar: knappe sechs Liter für alle. »Wir werden es

schaffen, so oder so!«

»Sicher, am Ende so!« murmelte Withfield mit schmerzverzerrtem Gesicht und machte eine Handbewegung mit dem Daumen nach unten. Er mußte höllische Schmerzen in seinen Händen haben, doch er verlor keinen Ton darüber.

»Los, auf geht's! Kaminski und ich tragen Skelton!« befahl Rettier und erhob sich. Wenige Minuten später setzte sich die traurige Kolonne in Bewegung.

*

»Ich denke, wir können jetzt wieder beidrehen nach Nordost«, meinte Oberfeldwebel Winkler und setzte sein Fernglas ab. Der Kübelwagen mit dem aufmontierten MG fuhr jetzt schon seit Tagesanbruch durch die bizarre Wüstenlandschaft. Der Zug Winkler, bestehend aus vier Fahrzeugen der Wüstenjagdabteilung, hatte sich vor zwei Stunden getrennt; nun fuhren sie einzelne Planquadrate ab und hofften damit bessere Möglichkeiten zu haben, die Gegner, die den Überfall auf den Liegeplatz der I./JG 27 durchgeführt hatten, zu schnappen.

»Fahr da den Sandhügel hinauf. Oben sehen wir mehr«, befahl Winkler dem Fahrer. Der Obergefreite Eberlein, ein stämmiger Bursche aus Nürnberg, nicht einer der gesprächigsten, nickte nur schweigend. Hinter ihnen dösten Unteroffizier Kammhuber und der Gefreite Wrobel im Fond des Wagens. Sie alle waren von der brüllenden Hitze schwer mitgenommen.

Einmal rutschte der Wagen den Hang wieder hinunter, dann fuhr Eberlein vom langen Hang her an, und schließlich standen sie oben auf dem Hügelkamm. Oberfeldwebel Winkler nahm sein Glas und sah sich aufmerksam um. Plötzlich stutzte er, sah genauer hin, und dann riß seine erregte Stimme die anderen aus ihrer Lethargie.

»Da... ich glaube, wir haben sie! Da liegt was! Schau dir das

selbst mal an, Sepp!« Winkler reichte das Glas an Kammhuber, der hochfuhr und aufgeregt nach dem Fernglas griff.

»Ja mei... do san tatsächlich a paar! Ob die scho tot san?« stieß er erregt hervor.

»Das werden wir sehen, wenn wir da sind.« Winkler warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Wenn wir uns beeilen, bekommen wir noch Anschluß an den Wagen von Herrmanns; der dürfte jetzt etwa fünf Kilometer weiter nördlich von uns sein. Los, Eberlein, fahr zu! Die Richtung siehst du ja! Mal sehen, was das für welche sind!«

Eberlein gab Gas und fuhr schräg den Hang hinunter, um dann in die Richtung beizudrehen, in der die vier Männer lagen, die Winkler und Kammhuber gesehen hatten.

*

»Los, reiß' die Augen auf, Kaminski!« sagte Rettier und stieß dem neben ihm liegenden Sergeanten in die Rippen. Sie waren alle am Ende ihrer Kräfte, und wie es aussah, würde es Skelton nicht mehr lange mitmachen. Es war sinnlos, noch länger zu laufen. In einer kleinen Senke, bei einigen Kameldornbüschchen, waren sie vor einer halben Stunde zusammengebrochen. Nun lagen sie hier und konnten beim besten Willen nicht mehr weiter.

Erst glaubte Captain Rettier zu träumen, als er das Brummen eines Motors vernahm. Als er sich schwerfällig herumwälzte und sich umblickte, sah er einen Wagen, eine Staubfahne hinter sich herziehend, auf sie zukommen. Hatte er schon Halluzinationen? Aber nein, jetzt tauchte er wieder gut sichtbar auf dem Kamm einer Sanddüne auf. Das war tatsächlich ein Fahrzeug. Deutsche! Jetzt hatten sie, wenn sie es geschickt anstellten, noch eine reelle Chance, heil aus dieser verdammten Wüste zu kommen.

»Wo?« krächzte Kaminski und rieb sich die roten,

entzündeten Augen. Mühsam wälzte er sich zur Seite.

»Da drüben! Wir mimen jetzt die Verdursteten, haltet die Waffen unter euch! Withfield, du kannst mit deinen Händen sicher nicht viel anfangen, aber...«

»Um den Brüdern an den Hals zu fahren, langt es noch, Sir«, unterbrach ihn der Sergeant.

»Okay, legt euch ruhig hin und behaltet die Burschen im Auge. Laßt sie nahe genug herankommen. Wir müssen sie alle auf einmal erwischen. Nach Möglichkeit keine Schießerei! Wer weiß, vielleicht sind noch andere in der Nähe. Alles klar?«

»Okay, Sir! Wir sind bereit!« sagte Kaminski und hatte seinen Revolver vor sich liegen, den Finger am Abzug. Er brauchte sich nur auf die Seite zu drehen und war dann feuerbereit. Aus schmalen, zusammengekniffenen Augen starrten sie in die Richtung, aus der das Motorengeräusch immer lauter zu vernehmen war. Dann sahen sie auch schon den Kübelwagen, der rasch näher kam.

Knapp neben den vier reglosen Gestalten blieb der Wagen stehen. Einen Moment lang starrten die vier Deutschen auf die Gestalten in den zerrissenen, verdreckten Uniformen.

»Verdammt, die hat's aber ganz schön erwischt!« meinte der Gefreite Wrobel erschrocken, als er die stummen Gestalten liegen sah. »Ob die überhaupt noch leben? Sehen Sie sich nur mal den da drüben an, der besteht doch nur noch aus Verbänden. Der lebt, sehen Sie, der bewegt sich doch!«

»Schon gesehen, Wrobel! Los, sehen wir mal nach. Ich denke, da ist nicht mehr viel zu machen. Eberlein, du richtest schon mal das Verbandszeug her, wir sehen inzwischen nach, was da noch zu machen ist!«

Während Eberlein ausstieg und den Verbandskasten hervorholte, gingen Winkler und die anderen beiden auf die stummen Gestalten zu. Als sich Winkler über den mit dem blutigen Rücken beugte, wurde dieser auf einmal sehr lebendig. Er kam hoch.

Winkler sah den großen Revolver in seiner Hand und wurde schon angesprungen. Er hatte jetzt alle Hände voll zu tun, um den wilden Angriff abzuwehren. Aus den Augenwinkeln sah er, daß noch zwei von den eben noch wie tot aussehenden Männern aufsprangen und Kammhuber und Wrobel angriffen.

Der erste, der ausgeschaltet wurde, war Wrobel. Er war noch zu erschrocken, und ehe er sich richtig besann, erhielt er einen Hieb über den Kopf und brach stöhnend in die Knie. Withfield, durch seine dick verbundenen Hände schwer gehandicapt, ließ vor Schmerz den Colt fallen, und als er sich bückte, um ihn aufzuheben, peitschte ein Schuß auf, und die Kugel jaulte über ihn hinweg. Withfield kam hoch und sah den Fahrer neben dem Wagen stehen, die Pistole in der Hand. Da ließ sich Withfield fallen, griff mit beiden Händen nach dem Revolver, riß ihn hoch und schoß. Mit einem Aufschrei brach der Fahrer zusammen, der Rückstoß der schweren Waffe schleuderte den Colt aus den verbundenen Händen.

Als Withfield sich aufrichtete, sah er, daß Kaminski dem Gegner sein Messer in den Leib stieß. Röchelnd brach der Deutsche zusammen.

»Alles okay?« keuchte Rettier und sah sich um. Die anderen beiden nickten.

»Alles okay, Sir!« rasselte Kaminski und steckte sein Messer weg.

Captain Rettier beugte sich über die Verletzten. Als er sich aufrichtete, sagte er: »Den einen hat's verdammt schwer erwischt. Die anderen drei leben! Ich glaube nicht, daß der Mann die Verletzung überlebt.« Er deutete auf den Oberfeldwebel, den Kaminski mit einem Stich in die Leber getroffen hatte.

»Tut mir leid ... aber hier hieß es, leben oder verrecken!« knurrte Kaminski und wandte sich ab. Er ging zum Wagen, sah sich um und griff dann mit einem jubelnden Aufschrei zum Wasserkanister. Er riß ihn auf und setzte ihn an den Hals. Da

stoppte ihn der scharfe Ruf von Captain Rettier:

»Stop! Wir teilen uns das Wasser ein! Vergessen Sie nicht, das ist für lange Zeit sicher das letzte Wasser, was wir haben!«

»Aber wir sind doch in wenigen Stunden ...«

»Wir sind vorerst noch in dieser lausigen Wüste«, unterbrach ihn Rettier scharf. »Los, kommen Sie, wir entwaffnen die Burschen, versorgen die Verletzungen, und dann nichts wie weg hier!«

»Was denn? Wollen wir die auch noch mit uns schleppen?« fluchte Kaminski wütend und starre Rettier verständnislos an. »Das wird aber verdammt eng!«

»Palavern Sie nicht so viel, Kaminski! Los, Kommen Sie! Wenn die nicht gekommen wären, dann wären wir hier elend verreckt!«

»Und der Tote?« warf Withfield mürrisch ein, der sich soeben über den jungen Soldaten beugte, den er mit dem Revolver niedergeschlagen hatte.

»Der wird hier begraben«, entschied Rettier, der inzwischen die Deutschen entwaffnet hatte und sich gerade um den schwerverletzten Oberfeldwebel kümmerte.

»Bringen Sie den Verbandskasten her, Kaminski!« befahl er knapp.

Kaminski nahm den Verbandskasten, der neben dem toten Fahrer lag. Schweigend ging Withfield derweil zum Wagen, holte sich den Spaten, und ungeachtet der wahnsinnigen Schmerzen in seinen Händen grub er ein flaches Grab für den gefallenen Deutschen.

Eine Stunde später waren sie wieder auf dem Weitemarsch. Hinter ihnen blieb ein einsames Grab zurück, das in kürzester Zeit vom Wind verweht sein würde.

Captain Rettier hatte dabei die Gelegenheit, in einem dieser vielgepriesenen deutschen Geländewagen vom Typ »Horch 1b« selbst zu fahren. Für sie, die jetzt mit sieben Mann Platz haben mußten, war es naturgemäß reichlich eng. Den meisten

Raum nahmen die beiden Schwerverwundeten ein. Für ihren eigenen Mann, Corporal Skelton, und auch für den deutschen Oberfeldwebel, sah es gleich bitter aus. Es war überhaupt ein Wunder, daß Skelton noch bis hierher durchgehalten hatte. Er lag in tiefer Besinnungslosigkeit und genau wie der Deutsche nahm er seine Umwelt gar nicht mehr wahr.

Rettier wandte den Kopf, als er merkte, wie sich der junge Soldat, der von Withfield niedergeschlagen worden war, stöhnend bewegte. Verständnislos sah er sich um, als er den Mann neben sich sah, der unmissverständlich seine MPi hielt. Das verdreckte, hagere Gesicht, das sich jetzt zu einem grimmigen Grinsen verzog, erinnerte Wrobel wieder an die Gegenwart. Er wandte den Blick ab und sah rechts neben sich Unteroffizier Kammhuber, dessen Hände gebunden waren und der immer noch ohnmächtig war.

»Himmel, was ist los? Ihr seid doch gar nicht...« stotterte Wrobel und sah sich um. Sie fuhren langsam durch die hügelige Wüstenlandschaft, und die Sonne knallte mit voller Wucht auf sie herab.

»Ihr habt Pech gehabt, mein Junge«, erklärte Rettier in ausgezeichnetem Deutsch. Er hatte vor dem Krieg zwei Jahre in Aachen studiert.

»Mach dir nichts daraus, der Krieg ist für euch zu Ende!« Er machte eine kleine Pause und fuhr dann schärfer fort: »Wo sind die anderen von eurer Einheit? Ich nehme an, ihr seid nicht allein gewesen, oder?«

Wrobel überlegte einen Moment. Was nutzte es, wenn er versuchte, sich herauszureden. Er und seine Kameraden waren in den Händen des Gegners, und soviel er gehört hatte, verstanden die verdammt wenig Spaß.

»Die standen ein paar Kilometer weiter nördlich. Das war, bevor ihr uns...« Jetzt erst sah er die beiden Schwerverletzten und wurde blaß, als er das eingefallene, bleiche Gesicht von Oberfeldwebel Winkler sah.

»Was ist'mit ihm ... ist er...?« Aus weit aufgerissenen Augen sah er Rettier an, dann den neben ihm sitzenden Mann mit der MPi und den dick verbundenen Händen.

»Er lebt noch!« gab Rettier knapp zurück. »Der andere ist tot. Aber zurück zu meiner Frage: wie viele Fahrzeuge waren es?«

»Acht. Wir haben uns zwei Stunden vorher weiter auseinandergezogen und in verschiedenen Planquadraten nach euch gesucht.«

Rettier warf Kaminski, der den Wagen fuhr, einen befriedigten Seitenblick zu, als der Sergeant kurz herumsah und breit grinste. Also waren die Deutschen weiter weg, als sie angenommen hatten. Daß man noch einmal Jagd mit Flugzeugen auf sie machte, daran glaubte er nicht mehr. »Ich schätze, da haben wir mal mächtig Glück gehabt. Jetzt müßten wir noch auf die anderen stoßen, dann wäre das Glück vollkommen!« sagte der Fahrer.

»Vergessen Sie nicht, wir haben keine Karten mehr. Die liegen im ausgebrannten Wagen. Wir müssen uns also den Weg suchen!« dämpfte Rettier Kaminskis Optimismus. Er warf einen Blick auf die Treibstoffanzeige und fuhr fort: »Jetzt hoffe ich nur, daß die Deutschen genügend Sprit dabei hatten, denn der Tank ist nur noch ein Viertel voll.«

»Sir, ich glaube, Skelton ist tot!« unterbrach ihn die rauhe Stimme von Withfield.

Kaminski schwieg und bremste. Als der Wagen hielt, sprang Rettier heraus und machte die hintere Tür auf. Withfield hatte sich noch einmal prüfend über seinen Kameraden gebeugt; der leblose Blick der halboffenen Augen sagte alles. Das sah auch Rettier. Wortlos brach er die Erkennungsmarke des Corporals durch und nahm die wenigen persönlichen Habseligkeiten des Toten an sich.

»Kommt her, wir bringen ihn dort drüben in die kleine Vertiefung; nehmt den Spaten mit!« befahl Rettier. Der

Gefreite Wrobel stieg aus und half, ohne daß ihn jemand dazu auffordern mußte, den Toten ein paar Schritte weiter in eine flache Grube zu legen.

Nur wenige Minuten darauf war Corporal Skelton von einem kleinen Sandhügel bedeckt, und die Männer standen stumm um sein schmuckloses Grab herum und murmelten ein kurzes Gebet. Der ewig singende Wüstenwind, der stets leichte Sandwolken vor sich hertrieb, sang dazu die stille Begleitmusik.

»Wir haben noch drei Kanister Benzin, Sir«, erklärte Kaminski, der zwischenzeitlich den Benzin- und Wasservorrat überprüft hatte, während Rettier nach dem verletzten Oberfeldwebel sah. Der Unteroffizier kam gerade zu sich, und Kammhuber fluchte fürchterlich, bis ihn Captain Rettier aufklärte. Sie mußten alle an einem Strick ziehen, denn sie waren jetzt aufeinander angewiesen. Allein kämen Kammhuber und Wrobel nicht mehr zu ihrem Haufen zurück. Und jetzt, als Kaminski meldete, daß sie nur noch 60 Liter Sprit und fast dieselbe Menge Wasser hatten, war ihnen klar, daß sie bald zu den Rangers stoßen mußten.

Rettier befahl Wrobel, dem fiebernden Kameraden in kurzen Abständen die Lippen naß zu machen. Sie verzichteten darauf, die beiden Deutschen zu binden.

Der Captain wandte noch einmal den Kopf, als sie weiterfuhren.

Eine halbe Stunde später gab es unverhofft einen kreischenden Schlag, es klapperte und polterte, dann dampfte der Motor, den Kaminski fluchend abstellte. Er sprang schnell hinaus, und als er die Motorhaube aufmachte, war er in Sekundenbruchteilen in Dampfwolken gehüllt und sprang schimpfend zurück. Rettier kam von der anderen Seite, ging vorsichtig um den Wagen herum und sah mit versteinertem Gesicht auf den dampfenden Motor.

Kaminski drehte sich um, als Kammhuber, immer noch leicht taumelnd, hinzukam.

»Was habt ihr denn für Scheißkarren, heh? Die sind wohl für vornehme Straßen gedacht, aber nicht für diese verdammte Wüste!« fuhr er den Deutschen wütend an.

Der starnte ihn nur verständnislos an. Kammhuber verstand außer Bayrisch nur noch etwas Hochdeutsch und ein paar Brocken Italienisch, soweit sie Essen, Schlafen, Trinken und Liebe betrafen.

»Er meint, eure Wagen eignen sich schlecht für diese Gegend«, sagte Rettier und trat langsam näher.

Kammhuber warf Kaminski einen schiefen Blick zu, murmelte etwas in den Bart und beugte sich dann über den immer noch dampfenden Motor. Als er sich aufrichtete, war sein stoppelbartiges Gesicht um einige Grade blasser.

»Kruzitürk'n... Mist, damischer!« fluchte er mehr erschrocken als wütend und blickte zu Rettier hinüber. Der sah, auch ohne daß ihm der Deutsche große erklären mußte, was da geschehen war. Der Ventilator hinter dem Kühler war gebrochen, und ein Teil des Flügels hatte die Lamellen des Kühlers beschädigt. Das heiße Wasser lief immer noch aus dem lecken Kühler in den Sand. Stumm starrten sich die drei eine Weile schweigend an. Vergessen war, daß sie Gegner waren. Jetzt waren sie in erster Linie Menschen, die irgendwo in der verdammten Wüste festsäßen. Nach Rettiers knapper Berechnung irgendwo zwischen Bir Hacheim, Bir Tenjeder, El Mechili und der verlassenen Oase, in der sie auf die Ranger stoßen sollten. Ihnen blieb also nur der eingeschlagene Generalkurs, auf dem sie die verlassene Oase erreichen mußten, in deren unmittelbarer Nähe das Wadi lag, in dem sich die Ranger versteckt hielten und auf sie warteten.

»Aus! Schluß!« wütete Kaminski und schlug auf das heiße Blech der Kühlerhaube. Ohnmacht, Zorn und Verzweiflung über ihr Mißgeschick ließen ihn fast zusammenbrechen.

»Versuchen wir erst einmal herauszufinden, was wir vielleicht noch reparieren können, dann sehen wir weiter«,

redete Rettier beruhigend auf Kaminski ein. »Vergessen Sie nicht, wir haben immerhin das Wichtigste: Wasser! Wenn wir mit dem Wagen nicht mehr weiterkommen, marschieren wir! Es ist nicht mehr so weit. Wenn wir bei Anbruch der Nacht losgehen, schaffen wir's bestimmt. Also, ran! Holen Sie den Werkzeugkasten!« Die letzten Worte richtete Rettier an den deutschen Unteroffizier.

»Wissen Sie denn überhaupt, wo wir genau sind, Sir?« maulte Kaminski; seiner Stimme hörte man an, daß seine Erregung langsam abklang.

»Wir kennen die Generalrichtung... und wir haben sie die letzten Stunden genau eingehalten!« gab Rettier zurück. »Wir sind nur noch wenige Meilen von unserem Treffpunkt entfernt, verlassen Sie sich drauf, Kaminski!«

Der bullige Sergeant überlegte einen Moment angestrengt, dann löste sich die angestaute Spannung in ihm, und er sackte in den Schultern zusammen.

»Okay, Sir! Hoffentlich haben Sie recht!« Dann wandte er sich ab und nahm Kammhuber den Werkzeugkasten ab.

Withfield und Wrobel blieben bei dem Verwundeten, während die anderen drei mit den wenigen Hilfsmitteln, die ihnen zur Verfügung standen, den Kühler wieder zu reparieren versuchten.

*

17.11.1941, 22.30 Uhr, Feldflugplatz der II./JG 27.

»Da drüben ist der Platz, Sir!« raunte Lieutenant Cummings dem neben ihm liegenden Captain Stirling zu. Um sie herum lagen der Rest ihrer Gruppe und vier Mann von Captain Staffords Restgruppe. Ein starker, böiger Wind hatte sich aufgemacht, und es sah ganz nach Regen aus. Tiefhängende Wolken jagten über den Himmel, und Stirling starrte aus zusammengekniffenen Augen zum Platz hinüber. Undeutlich

waren dort drüben Umrisse abgestellter Fahrzeuge zu erkennen. Weiter nach links sah man Zelte, und weit rechts drüben standen am Rand des Platzes Flugzeuge.

»Weitersagen: Die Lastwagen da drüben, die nehmen wir uns vor!« riet er dem rechts neben ihm liegenden Captain Stafford zu. Der nickte nur kurz und gab den Befehl weiter.

Sie hoben sich kaum vom Erdboden ab, als sie näher auf die Laster zu robbten. Stirling blieb mit den anderen hinter einem kleinen Sandhügel liegen und gab Stafford den Befehl, zusammen mit Sergeant Wingate und drei Mann zu versuchen, einen der Laster zu entern. Er selbst wollte mit Lieutenant Cummings und den Corporals Sparks und Edams bei den abgestellten Maschinen nachsehen, was da zu machen war.

»Los, Stafford... ab!«

Stafford nickte und robbte mit seinen Männern davon. Die anderen verschwanden unter Stirlings Führung und krochen in Richtung der abgestellten Maschinen davon.

Es war Stafford, der urplötzlich mit einem deutschen Posten zusammenstieß, der hinter einem der Lastwagen auftauchte. Bevor Stafford richtig schalten konnte, stieß der Posten schon einen Alarmruf aus; doch dabei war Stafford schon über ihm und setzte ihn außer Gefecht. Er zischte Wingate zu: »Los, in den Wagen rein. Wir haben nicht lange Zeit zum Suchen!«

Blitzschnell schwang sich der lange Sergeant in den Lastwagen und suchte den Anlasser. Der Schlüssel steckte, wie überall bei Militäreinheiten. Er startete. Einmal... zweimal... dreimal... Wingate spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Hölle, hatte er am Ende ein defektes Auto erwischt, oder was war hier los?

Da begann auch schon der Feuerzauber! Schüsse peitschten, ein Querschläger durchschlug die Frontscheibe vor Wingate, und unwillkürlich zog er den Kopf zwischen die Schultern. Da! Der Motor röhrte auf, und schnell schob Wingate den Gang hinein. Neben ihm wurde die Tür aufgerissen, ein Mann sprang

herein und nahm neben ihm Platz, der andere blieb draußen auf dem schmalen Trittbrett.

Aus den Zelten sah Wingate Männer heranstürmen. Er riß das Steuer herum und hörte, wie es häßlich in dem Blech des Führerhauses kreischte, als einige Geschosse entlangschrammten. Hinter ihm schlugten etliche Kugeln in den Kastenaufbau.

Weiter drüben bei den Maschinen war es jetzt verdammt lebendig. Es sah fast so aus, als hätte man sie hier erwartet. Scheinwerfer flammten auf, und Captain Stafford, der auf dem Trittbrett des Lasters stand, sah, wie drüben ein paar Männer zurückrannten und versuchten, dem grellen Licht der Scheinwerfer zu entgehen.

Stafford gab einen kurzen Feuerstoß auf die Reihen der Zelte ab, von wo aus der Laster beschossen wurde. Schreie klangen auf, dann kamen auch schon die anderen angerannt, wild um sich schießend, um ein Nachrücken der Deutschen zu verhindern. Wingate hielt das Steuer krampfhaft fest, denn der Wagen bockte und schlingerte.

Er bremste nur einmal kurz, um die anderen aufzunehmen, dann ging die wilde Jagd weiter. Nur raus aus dieser Hölle! Der Wind kam ihnen jetzt entgegen und trieb dichte Staubwolken vor sich her. Wingate betete im stillen darum, daß ihnen jetzt nichts entgegenkam. Die Katastrophe wäre nicht auszudenken. Hinter ihnen ratterten immer noch Schüsse aus Maschinengewehren, doch auch die Deutschen waren jetzt in der Sicht behindert. Der aufkommende Sturm konnte für Stirling und seine Männer die Rettung sein.

»Sind alle drauf?« erkundigte sich Sergeant Blackworth.

»Alles drauf! Wir haben noch einen Verwundeten dazu!« brüllte Stafford durch das Brummen des Motors und das Brausen des Fahrtwindes.

»Los, weiter! Passen Sie auf, an der Straßengabelung nehmen wir Plummers auf! Sie wissen ja, wo das Schild mit

den einzelnen Dienststellen steht!« rief Stirling dem Fahrer zu und beugte sich dann weiter vor. Angespannt starrten sie in den zunehmenden Sturm.

Wingate bremste so scharf, daß hinten alles durcheinanderpurzelte, als ein paar winkende Gestalten auftauchten, die er fast überfahren hätte, wären sie nicht zur Seite gesprungen: Sergeant Plummers und die restlichen Männer, die hier gewartet hatten. Schnell enterten sie hinten auf die Ladefläche, dann kam das Klopfzeichen auf dem Dach des Führerhauses, und weiter ging die Fahrt.

»Die Richtung, Sir?« brüllte Wingate, ohne den Kopf zu wenden, dem neben ihm sitzenden Stirling zu. Im Licht seiner Taschenlampe versuchte sich Stirling auf der Karte zu orientieren.

»Kurs Süd-Süd-Ost! Diese Generalrichtung müssen wir einhalten! Bis Tagesanbruch sollten wir eine gute Tarnmöglichkeit finden. Wenn nur dieser verdammte Sturm nicht wäre! Wie sieht es mit Treibstoff aus? Oder habt ihr einen leeren Karren erwischt?«

»Dreiviertel voll, Sir!« gab Wingate zurück. »Das dürfte etwa hundert Meilen reichen. Ich schätze, damit kommen wir bis zu den Rangers.«

»Wenn wir richtig fahren, sind es genau 35 Meilen. Wir holen jetzt die anderen, und dann geht's weiter. Passen Sie auf, da drüben ... langsam, da geht's rechts hinein!«

Eine Stunde später verließen sie das Wadi wieder; der Laster war voll: drei Schwer verwundete und 24 Mann! Das Rennen um die Zeit begann. Sie mußten entweder vor Tagesanbruch ein sicheres Versteck gefunden haben oder am Ziel sein.

*

Zur selben Zeit marschierten Captain Rettier, Withfield, Kaminski und die beiden Deutschen nun schon seit einer

Stunde durch die Wüste. Wenige Stunden zuvor hatten sie Oberfeldwebel Winkler unweit des Autowracks begraben. Er war offenbar innerlich verblutet, denn er starb, ohne noch einmal das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

In einem Wadi suchten sie Schutz vor dem immer stärker werdenden Sturm. Es war unmöglich, weiterzulaufen. Außer ihren Waffen hatten sie noch drei Kanister Wasser bei sich.

»Wie sieht's aus, haben wir die Richtung beibehalten?« erkundigte sich Kaminski und rieb sich die entzündeten Augen. Er sah zu Withfield hinüber, der an einer Felswand lehnte und völlig erschöpft war. Das Fieber schüttelte ihn; seine Hände waren nur noch vereiterte, rohe Fleischklumpen.

»Soweit ich feststellen kann, haben wir die Richtung beibehalten«, gab Rettier müde zurück. »Wenn dieser verdammte Sturm nicht wäre, kämen wir diese Nacht gut voran und könnten vor Tagesanbruch unser Ziel erreichen.«

»Wenn der sich nicht bald legt, dann sieht's beschissen aus für uns«, knurrte Kaminski. Er hatte jetzt schon das Stadium erreicht, in dem ihm fast alles egal war.

»Ich befürchte nur, wir bekommen bald Regen«, gab Rettier zurück. Er kannte die Sandstürme; dies hier war keiner der üblichen Ghiblis, ihm fehlte der heiße Atem. Hier zog die Regenzeit auf. Rettier ging hinüber zu Withfield. Als er ihn ansprach, hob der Fiebernde mühsam den Kopf.

»Geht's noch, Withfield?«

»Nicht mehr lange, Sir ... das Fieber ... und die verdammten Hände ... ich habe keine Hände, das sind glühende Kohlen ...« rasselte er keuchend.

Rettier wandte sich schweigend ab. Was der Mann dringend brauchte, war ärztliche Hilfe. Der Captain wußte nur zu gut, daß jede Stunde Verzögerung für Withfield die Katastrophe bedeuten konnte. Er sah hoch, als der Himmel plötzlich seine Pforten öffnete. Es regnete. Das war ein regulärer Wolkenbruch! Die Regenzeit hatte begonnen.

Am Vorabend der britischen Großoffensive hatte der von vielen ersehnte Regen begonnen. Doch was den einen zur Freude gereichte, war der anderen Leid. Der Sturm peitschte den Regen in die Gesichter der Männer, die auf dem Marsch waren. Bei den Truppen sammelte man Wasser in allen Behältern, die zur Verfügung standen. Die Landser an allen Frontabschnitten jubelten sich zu: »Regen! Es regnet!«

Regen in der Wüste war etwas Wunderbares. Im Djebel-Gebiet des Halfayapasses hatte es zum Beispiel seit 16 Jahren nicht mehr geregnet. Doch schon bald wurde dieser sintflutartige Regen beängstigend. Denn so schnell konnte der ausgetrocknete Boden die herabstürzenden Wassermassen gar nicht aufnehmen. Die Männer, die in den ausgetrockneten Wadis lagen, bekamen als erste die unheimliche Wirkung dieser Wassermassen zu spüren.

Sergeant Kaminski bemerkte die Gefahr zuerst. Er sah die sich rasch vergrößernde Wasserlache zu seinen Füßen, die langsam in Bewegung kam.

»Da – Sir, das Wasser!« schrie er, um das Prasseln des Regens und das Heulen des Windes zu übertönen. »Wir müssen raus hier, oder wir ersaufen!«

Rettier schrak auf und starnte in die angegebene Richtung. Zum Teufel, daß er nicht von selbst darauf gekommen war. Hier saßen sie in einer tödlichen Falle, wenn sie nicht schnellstens aus dem Wadi kamen. Das mächtige Rauschen des Wassers hörte sich geradezu urwelthaft an. Die Gefahr war nicht zu übersehen!

»Los, raus hier! So schnell wie möglich! Nehmt die Kanister! Kommen Sie, Withfield, ich helfe Ihnen!« brüllte Rettier.

Schnell stolperten sie durch das Wadi, ihre Füße versanken schon fast bis zu den Knien im Wasser. Um sie herum gurgelte und rauschte es, und Rettier, der Withfield beim Laufen unterstützte, bemerkte, daß der Wasserstrom in Bewegung

geriet. Dann polterte und krachte es hinter ihnen, und als sich Rettier erschrocken umsah, stürzte das Wasser bereits über den Wadirand. Jetzt wurde es gefährlich.

»Los, los, Tempo!« brüllte Rettier und hatte Mühe, sich in dem reißenden Wasser zu halten. Erleichtert atmete er auf, als sie schließlich einen Aufstieg fanden und das Wadi hinter sich hatten.

Im strömenden Regen, der ihnen vom Sturm entgegengepeitscht wurde, marschierten sie weiter, bis über die Knöchel im Wasser watend. Rettier stützte den fiebrnden, taumelnden Withfield, als er einen verwehten Schrei hörte. Der Sturm klatschte ihm den Regen ins Gesicht, daß er nur mit Mühe die Augen aufhalten konnte. Er sah trotzdem, daß der kleine deutsche Gefreite verschwunden war. Er war in ein mit Wasser gefülltes Loch gefallen und ruderte nun verzweifelt herum. Kaminski stellte sofort seinen Kanister ab und stürzte sich ins Wasser.

»Bleiben Sie stehen, Withfield! Röhren Sie sich nicht!« brüllte Rettier seinem Schützling ins Ohr. Dann stemmte er sich wütend gegen den tosenden Sturm vorwärts. Er riß seinen Gurt ab und brüllte Kammhuber zu, dasselbe zu tun. Rettier bemerkte, daß Kaminski keinen festen Grund fand, um wieder aus dem Loch zu kommen.

Während er mit der rechten Hand den reglosen Gefreiten hielt, versuchte er mit der Linken immer wieder Halt zu finden. Rettier band schnell die beiden Gurte zusammen und brüllte dann Kammhuber zu, er solle sich flach hinlegen und langsam auf das Loch zurutschen. Er wolle ihn an den Füßen festhalten, während Kammhuber den verlängerten Gurt Kaminski zuwerfen solle.

Rettier spürte, als er langsam und mit aller Kraft Kammhuber zurückzog, daß seine Wunde wieder aufbrach. Er biß die Zähne zusammen, während er schrittweise die drei Männer aus der Gefahr zog. Erschöpft sank er schließlich zu

Boden. Es machte ihm nichts aus, daß er fast bis zu den Hüften im Wasser hockte, die beiden, die aus dem wassergefüllten Sandloch kamen, lagen ebenfalls erschöpft am Boden. Kammhuber schlug Wrobel ins Gesicht, bis er wieder zu sich kam.

Kaminski stand auf, torkelte einen Moment hältlos hin und her, dann kam er durch das Wasser auf Rettier zu und rüttelte ihn an der Schulter. Der Captain hob langsam den Kopf und blickte in das stoppelbärtige Gesicht des Sergeanten.

»Alles okay, Sir?« brüllte Kaminski und hockte sich neben Rettier nieder. Der nickte nur schwach.

»Wir müssen zusehen, daß wir an einen Fleck kommen, wo wir nicht im Wasser hocken!« schrie Kaminski und wandte den Kopf, als die beiden Deutschen neben ihnen auftauchten.

»Danke!« schrie Wrobel und hielt Kaminski die Hand hin. Der sah ihn sekundenlangverständnislos an, dann winkte er ab. »Sagen Sie ihm, er soll sich das nächste Mal ein besseres Bad aussuchen. Wir müssen weiter!«

»Okay, es geht schon wieder!« gab Rettier schwach grinsend zurück.

Mit Hilfe Wrobelns kam er wieder auf die Füße, und weiter ging es durch den peitschenden Regen ...

*

Ebenfalls im prasselnden Regen fuhr der Laster mit den Resten der SAS-Gruppe von Captain Stirling unbeirrt weiter. Der Fahrer hatte sich ablösen lassen.

Um 03.20 Uhr trafen sie auf die Ranger, die das Wadi verlassen mußten und sich in die verlassene Oase zurückzogen. Noch in dieser Regennacht setzte sich die Kolonne in Richtung zur Oase Siwa ab.

In dieser Nacht drang auch Colonel Prendergast mit seiner Kolonne weiter vor. Sie mußten eine längere Rastpause

einlegen, weil ihre Fahrzeuge bis über die Achsen in einem weiten See steckenblieben. Das alles nur wenige Kilometer vor der Küstenstraße. Prendergast entschloß sich nach zweistündigem Warten, ein Fahrzeug herauszuziehen.

Nach schweißtreibender Mühe gelang dieses schwere Stück Arbeit, und morgens um 2 Uhr bewegten sie sich wieder im Schrittempo vorwärts. Gegen Morgen erreichten sie das Meer und versteckten sich in einer der vielen Höhlen an der Felsküste. Ihr Ziel Cirene lag jetzt greifbar nahe, und Prendergast hatte die Absicht, in einer der kommenden Nächte Ben Jussuf aufzusuchen und über ihn Verbindung zu Lieutenant Thompson und Lieutenant Colonel Haselden aufzunehmen.

Prendergast wußte nicht, daß der Raid auf Rommels Hauptquartier ein Fehlschlag geworden, Thompson in Gefangenschaft und Haselden unterwegs war und daß das Versteck in Cirene so gut wie wertlos, ja sogar eine Falle für ihn und seine Männer werden konnte.

*

Seit 3 Uhr lief die britische Großoffensive. Panzerdivisionen brachen tief im Süden der Wüste über die libysche Grenze, dann schwenkten sie im Halbkreis auf Tobruk ein und ließen damit die eingeschlossene Festung einfach liegen. Briten, Neuseeländer, Südafrikaner, Australier und Inder zogen nach und wiederholten damit fast den Angriff von General Wavell im Vorsommer. Sie wunderten sich nur, daß sie auf keine Truppen der Achsenpartner stießen. Was war mit dem sagenhaften Rommel los? Warum stellte er sich nicht? Gab er einfach auf, oder wollte er sich zurückziehen?

200 Kilometer hinter der englischen Hauptkampfelinie bewegte sich ein kleiner Haufen von Deutschen und Italienern, Angehörige eines Sonderkommandos, in dieser Regennacht ebenfalls arg angeschlagen, in Richtung Nordwesten. Auch ihr

Unternehmen hatte nur einen Teilerfolg gebracht, und jetzt versuchten sie, den Regen nutzend, aus der Gefahrenzone der britischen Truppen zu kommen. Sie konnten bei Beginn ihres Unternehmens nicht wissen, daß sie genau in den Aufmarsch der britischen Truppen für die Offensive gerieten, und nun waren sie auf der Flucht vor den Jagdkommandos.

*

Gegen Mittag flaute der Regen ab. Captain Rettier befahl, den Marsch fortzusetzen, und sie hielten die angepeilte Generalrichtung ein. Rettier hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die verlassene Oase zu finden und dort auf die restlichen Männer der Gruppe Stirling und das Abholkommando der Ranger zu stoßen.

Er trieb die Männer unerbittlich an, und mehr als einmal mußten sie sich gegenseitig stützen. Withfield ging es von Stunde zu Stunde schlechter. Bei Beginn der Nacht brach er zusammen. Er war zu erschöpft, das Fieber schüttelte ihn, und er wimmerte vor Schmerzen; seine Hände waren bis zu den Ellenbogen zu unförmigen Klumpen angeschwollen.

Kurz vor Mitternacht konnte keiner mehr weiter. Sie blieben einfach liegen, wo sie hinfieben, und Rettier sah sich gezwungen, eine Marschpause einzulegen. Er war selbst am Ende seiner Kräfte, doch er wollte unbedingt noch vor dem neuen Tag die verlassene Oase Bir Sharuib erreichen.

In den frühen Morgenstunden peitschte ein Schuß auf. Schlauftrunken fuhren sie in die Höhe. Rettier riß sich gewaltsam aus dem Schlaf, zog seinen Revolver und sah sich aufmerksam um. Es war nichts zu sehen. Kalter Wind strich über die Wüste, und es fiel wieder ein feiner Regen. Dann sah er, wie sich Kaminski zu Withfield niederbeugte. Als Rettier taumelnd zu ihm ging und neben ihm stehenblieb, blickte Kaminski auf und schüttelte nur den Kopf.

»Nichts mehr zu machen, Sir«, krächzte er heiser. »Er hat sich erschossen. Er hat die Schmerzen nicht mehr ausgehalten.«

Rettier starnte ihn sekundenlang stumm an, dann ließ er sich langsam auf die Knie nieder und blickte in das hagere, starre Gesicht von Withfield. Seine unförmigen Hände hielten noch den Revolver.

Als sich Rettier mit Hilfe Kaminskis mühsam wieder aufrichtete und neben dem Toten stand, traten die beiden Deutschen hinzu. Ihre Gesichter wirkten maskenhaft, wie versteinert.

»Ja, Sir, nun sind wir noch zu viert!« unterbrach Kaminski das lastende Schweigen. »Ich habe den Eindruck, daß auch für uns nichts mehr drin ist. Es werden nur noch wenige Meilen bis zu dieser verdammten Oase sein. Doch für uns ist es genauso weit wie von der Erde zum Mond. Die Ranger haben sicher schon die Kurve gekratzt, und wie es sich anhört, ist seit gestern auch die Front wieder in Bewegung.«

»Sie sehen zu schwarz, Kaminski!« gab Rettier müde zurück. Dennoch hatte er das dumpfe Gefühl, daß der Sergeant diesmal recht hatte. Aber warum auch noch die letzte Hoffnung begraben? »Ich bin sicher, die sind noch in dieser Oase ... und sie werden auf uns warten!«

Kaminski grinste bitter, als er ihn von der Seite ansah und er nickte müde und schwerfällig. »Der große Lord stärke Sie in Ihrem Glauben, Sir; ich glaube nicht mehr daran.«

»Kommen Sie, begraben wir Withfield, und dann gehen wir weiter!« erwiderte Rettier. »Die Nacht ist sowieso bald vorbei!«

Sie standen noch eine Weile stumm vor dem flachen Sandhügel, unter dem Withfield lag. Sie alle dachten sicher nur das eine: Wer würde der nächste sein?

Eine Stunde später gingen sie weiter. Es war nur noch ein mühsames Vorwärtsquälen. Die Füße brannten, waren

durchgelaufen, die Sachen zerrissen, von Schweiß und Regen durchnäßt, und die Männer waren ausgelaugt bis auf die Knochen. Sie hatten noch 40 Liter Wasser, etwas Büchsenbrot und insgesamt 5 Konserven. Um sie herum die trostlose Eintönigkeit der Wüste. Für einen Moment dachte Rettier daran, wie viele von der 1. SAS-Brigade noch am Leben waren. Waren sie etwa die letzten? Sie beide – und die beiden deutschen Gefangenen?

Gegen 22,30 Uhr erreichten sie die Oase und stürmten schreiend und rufend, fallend, stolpernd, sich wieder aufraffend darauf zu. Sie sahen die Reifenspuren, dann fielen sie neben der gefüllten Zisterne nieder und rangen röchelnd nach Luft, Als sie sich etwas beruhigt hatten, blickten sie sich verständnislos um. Rettier zog sich mühsam am Stamm einer vertrockneten Palme hoch.

»Hallo!... Damned! Gebt doch Antwort!« schrie er heiser. »Hier ist Captain Rettier mit drei Mann!... Kommt raus aus euren Nestern, wir sind hier!«

Nichts! Nur das leise Singen des Windes in den Palmenbäumen war zu vernehmen. An den Reifenspuren war zu sehen, daß hier Fahrzeuge waren. Waren!

»Geben Sie auf, Sir!« krächzte Kaminski und kam mühsam auf die Füße. Er torkelte zu Rettier hin und lachte wie irr. »Hier ist niemand mehr ... die sind weg! Die sind ohne uns abgehauen! Verdammte Sauhunde! Jetzt sind wir im Eimer ... hier ist unsere Endstation!«

Rettier schüttelte die Panik, die ihn zu überfallen drohte, gewaltsam ab, löste sich langsam von dem Baum und torkelte zu den Reifenspuren hinüber. Er fiel auf die Knie, und seine rissigen Hände tasteten über die Spuren. Ja, sie waren hier gewesen, aber sie waren schon mindestens 24 Stunden wieder weg.

Für einen Moment drehte sich alles um Rettier, und tiefste Verzweiflung überfiel ihn. Dann vernahm er das irre Gelächter

von Kaminski, der nur mühsam von den beiden Deutschen festgehalten werden konnte, sonst hätte er sich selbst eine Kugel in den Kopf geschossen.

Der Captain kam wieder hoch, taumelte hinüber zu dem Tobenden und schlug ihn mit dem Colt nieder. Keuchend und schwer nach Luft ringend stand er dann da und starrte aus tränennassen Augen auf den zusammengesunkenen Sergeant. Dann wankte er hinüber zur Zisterne und ging dicht daneben in die Knie. Er winkte den beiden Deutschen zu, die mit gesenkten Köpfen neben Kaminski kauerten. Die Rangelei mit ihm hatte ihnen den Rest gegeben.

»Lets go ... kommt hier rüber! Nehmt ihm den Revolver ab, damit er keinen Blödsinn macht!« befahl Rettier. »Wir ruhen uns hier aus, dann sehen wir uns ein bißchen um. Wie ich die Ranger kenne, haben die hier ein Depot eingerichtet. Dann versorgen wir uns und werden in ein oder zwei Tagen versuchen, zur Karawanenstraße zu kommen. Dort stoßen wir sicher auf Eingeborene, die uns weiterhelfen! Okay?«

»Ist doch sowieso alles Scheiße!« krächzte Kammhuber und ließ den Kopf sinken.

Sie schliefen sich erst einmal richtig aus. Rettier, der sich um Kaminski kümmerte, als er wieder zu sich kam und seine Beule betastete, machte ihm klar, was er vorhatte. Es bedurfte seiner ganzen Überredungskunst, um Kaminski wieder aufzumuntern.

Am nächsten Morgen durchsuchten sie die verlassene Oase, und es war so, wie Rettier vermutet hatte. Die Ranger hatten hier ein Depot eingerichtet, und sie konnten sich mit dem nötigen Proviant, vor allen Dingen mit Frischwasser und drei Wasserschläuchen, versorgen. Sie beschlossen, noch 48 Stunden Rast einzulegen, um dann in Richtung zur Karawanenstraße zu marschieren.

*

In der Zwischenzeit ging der Krieg weiter. Am 18.11.1941, dem ersten Tag der Operation »Crusader«, lief alles sehr vielversprechend für die Briten. In der Nacht vom 17. zum 18.11. gingen gewaltige Wolkenbrüche über der Cyrenaika nieder. Die ausgetrockneten Wadis verwandelten sich in reißende Ströme.

Auf den Liegeplätzen der deutschen Luftwaffe war die Hölle los. Fast das gesamte Jagdgeschwader 27 wäre beinahe in der Wüste ertrunken. Auf den Flugfeldern bei Gazala und Tmimi versanken die Maschinen bis über die Reifen im Schlamm, der die Plätze mit einer zähen Schicht überzog. Straßen und Brücken waren größtenteils überflutet oder unterspült, die Fernsprechleitungen zerstört. An einen Start der deutschen Maschinen war vorerst nicht zu denken. Damit schaffte dieser sintflutartige Regen die denkbar besten Voraussetzungen für die britische Offensive.

Die Streitkräfte des Deutschen Afrikakorps und ihre italienischen Verbündeten beabsichtigten, am 23.11. einen großen Angriff auf Tobruk durchzuführen. Sie wurden durch diesen Wolkenbruch regelrecht überrumpelt. Die britische Luftwaffe ihrerseits nützte diesen Vorteil weidlich aus und erfreute sich in den folgenden Tagen einer ungestörten Luftherrschaft über dem Schlachtfeld.

Erst am späten Nachmittag des 18.11., nachdem der Wind die Startbahnen etwas abgetrocknet hatte, konnten einige Schwärme der I./JG 27 starten. Gemeinsam mit einigen italienischen G 50 griffen sie neun Marylands der 21. S.A.A.F.-Squadron an, die einen Angriff auf Gazala flogen.

Das Unwetter war allerdings nicht nur eine Katastrophe für die deutsch-italienischen Verbände. Es verhinderte auch den von Sir Auchinleck zu Beginn der Großoffensive sorgfältig vorbereiteten Einsatz der britischen Bomberverbände, die mit einem überraschenden Angriff die wichtigen Nachschubbasen der Achsenmächte zerstören sollten. Auf diese Weise waren

wenigstens die Folgen des Unwetters auf beiden Seiten in etwa gleichmäßig verteilt.

Während die Deutschen am Halfayapaß und bei Gambut gegen Wasser und Schlamm kämpften, wobei schwere Waffen und Gerät in den Wassermassen verschwanden, brachen britische Vorhuten aus ihren verschlammten Löchern, und die britischen Panzer wühlten sich auf schlammigen Wüstenpisten nach vorn.

Die Operation »Crusader« begann wie geplant. Schwere Laster und Armeekampfwagen mühten sich durch den regennassen, klebrigen Sand. Meilenlange Kolonnen marschierten gegen Westen, in Richtung Tobruk – gegen Rommel. Eine gewaltige Wüstenarmada mit fast 1.000 Panzern und gepanzerten Fahrzeugen rückte an. Nur knapp 500 deutsche und italienische Panzer hatte Rommel dieser Masse entgegenzusetzen.

So zogen in der sturmgepeitschten Nacht vom 17. zum 18. November riesige Panzerschlangen unbemerkt gegen Westen, um die eingeschlossene Feste Tobruk zu entsetzen. Sie wollten den Deutschen endlich das Fürchten beibringen. Die beginnende Winterschlacht 1941 sollte eine Schlacht werden, wie sie die Kriegsgeschichte in Nordafrika noch nie erlebt hatte.

In den Tagen dieses Vormarsches bewegte sich Captain Stirling mit dem kläglichen Rest seiner Männer zu den eigenen Linien zurück; in den Höhlen bei Cirene verbarg sich Colonel Prendergast mit dem Rest seiner Leute und einem Gefangenen. Er sollte wenige Tage später von Ben Jussuf verraten werden und durch einen Handstreich von Staff Sergeant Lloyd wieder aus den Händen der Deutschen befreit werden.

Während sich am 24.11.1941 das Schicksal der britischen Großoffensive entschieden hatte und die Briten geschlagen den Rückweg antreten mußten, waren vier Männer unterwegs nach Südosten, um auf die Karawanenstraße zu stoßen. Dies war ihre letzte Hoffnung, um jemals der todbringenden Wüste zu entkommen.

*

Zweieinhalb Wochen später: Seit zwei Tagen und drei Nächten tobte ein Ghibli, und die vier Männer hockten in einer kleinen Erdhöhle, um wenigstens etwas Schutz zu haben. Ihre Wasservorräte gingen zur Neige. Sie schleppten sich nur noch mühsam vorwärts, und Captain Rettier mußte von Kaminski und den beiden Deutschen abwechselnd gestützt werden. Zu seiner Beinwunde hatte er noch völlig durchgelaufene Füße. Dennoch schleppten sie sich vorwärts, immer darauf hoffend, bald auf eine Karawane zu stoßen, oder auf wandernde Beduinen. Vor drei Tagen hatten sie endlich die Karawanenstraße erreicht und hofften, am Rande der Straße entlangziehend, bald auf Menschen zu treffen. Dann war der Ghibli über sie hereingebrochen, und sie hätten sich fast aus den Augen verloren.

Als der Sturm nachließ und es am Morgen aufklarte, setzten sie sich wieder in Marsch. Gegen Mittag brach Captain Rettier erneut zusammen; stumm hockten die drei anderen um ihn herum.

»Es ist sinnlos«, keuchte Rettier und fuhr sich mit der Zunge über die rissigen Lippen. »Versucht allein weiterzukommen ... ich halte euch nur auf...«

»Nonsense, Sir!« sagte Kaminski und schüttelte den fast leeren Wassersack. Es waren noch knapp 12 Liter darin; wie lange sollten die reichen?

»Kommen Sie ... wir müssen weiter! Wrobel, lets go ... du bist jetzt mit mir dran!« befahl Kaminski, und dann trugen sie den Captain zwischen sich. Als sie am Abend Biwak bezogen, fielen sie um wie die Fliegen. Sie wußten: Innerhalb der nächsten drei Tage mußte etwas geschehen, sonst war es aus und vorbei.

Am nächsten Tag bewegten sie sich nur noch taumelnd vorwärts. Als Kammhuber zusammenbrach und liegenblieb,

merkte Rettier erst nach einer geraumen Weile, daß der vierte Mann fehlte. Kaminski taumelte mit Wrobel zurück und holte den halb ohnmächtigen Unteroffizier.

»Wasser!... Gebt mir was zu trinken... ich verrecke...« stöhnte Kammhuber, halb irr vor Durst. Sie hatten noch ganze vier Liter Wasser.

»Du mußt aushalten bis heute abend ... wir müssen es auch, es geht nicht anders!« krächzte Wrobel und starrte aus entzündeten Augen in das eingefallene Gesicht des Kameraden. Am liebsten hätte er der Schwäche nachgegeben und wäre ebenfalls einfach liegengeblieben.

»Los, komm!« fluchte Kaminski wütend. Er riß Kammhuber hoch und zerrte den Stolpernden mit sich fort. Bei Rettier fielen sie alle drei automatisch zu Boden. Dieser versuchte aufzustehen. Vor seinen Augen verschwamm alles, und dann wurde es Nacht um ihn.

»Verdammmt, jetzt ist es aus!« Kaminski starrte aus brennenden Augen auf Rettier und Kammhuber, die reglos am Boden lagen. Dann sank er ebenfalls in sich zusammen, rollte sich auf die Seite und dämmerte ein.

Wie lange er gelegen hatte, wußte er nicht. Er spürte nur, wie ihn jemand rüttelte und an den Haaren zog. Nur mühsam riß er die Augen auf, erkannte dann verschwommen über sich ein hageres, verdrecktes Gesicht und sah einen Mund, der sich bewegte, aber er verstand nichts. Er schloß wieder die Augen und spürte auch nicht mehr die verzweifelten, schmerzhaften Tritte von Wrobel, der ihn immer wieder anstieß und wach zu bekommen versuchte.

Wrobel gab es schließlich auf, kam taumelnd hoch und stolperte dann mit weit aufgerissenen Augen mitten auf der ausgetretenen Karawanenstraße entlang, der Reihe von Kamelen entgegen, die auf sie zukam.

Er brach nur wenige Schritte vor dem Mann zusammen, der ihm schnell entgegenlief, sah nur noch die Kamele, die Reiter

und die Männer. Es war keine Fata Morgana ...!

Am 25.12.1941 wurden die Männer in ein Militärkrankenhaus in Alexandria eingeliefert. Hier erst erfuhren sie, daß der Krieg an ihnen vorübergegangen war. Sie hörten hier auch von dem erfolgreichen Unternehmen unter der Leitung von Captain Stirling am 22.12., der mit Long Rangers und zwölf Angehörigen seiner SAS-Brigade die Flugplätze vor Bengasi angegriffen, 14 italienische Maschinen in Brand gesteckt und den Flugplatz der Italiener für Tage außer Gefecht gesetzt hatte. Dies war das erste gelungene Großunternehmen von Captain Stirling gewesen, der mit seinen Männern auch wieder unbemerkt entkommen konnte.

*

28.12.1941, Militärkrankenhaus Alexandria:

Captain Rettier stand vor den Betten der beiden Deutschen, die ihm für einige Wochen Gefährten gewesen waren. Seine eigene Verletzung war ausgeheilt, und er trat nun seinen ersten Heimurlaub an.

Er griff in die Tasche, legte zwei Stangen Zigaretten und zwei Flaschen Whisky auf das eine Bett. Dann streckte er den beiden Deutschen die Hand hin, drehte sich um und verließ schnellen Schrittes den Raum.

Wrobel und Kammhuber starnten noch lange auf die Tür, die sich inzwischen hinter ihm geschlossen hatte.

»Auch das gibt es also in diesem verfluchten Krieg!« murmelte Wrobel und ließ sich zurücksinken.

Kammhuber sagte nichts. Sein Blick war immer noch auf die Tür gerichtet. Ein Mann war vorhin dahinter verschwunden, den er so wenig würde vergessen können wie die Kameraden, die für immer in der Wüste geblieben waren.

ENDE

Maschinengewehr MG 42



Das MG 42 – von den damaligen Gegnern der Wehrmacht seiner verheerenden Schußgeschwindigkeit von 1.200-1.500 Schuß pro Minute »Knochen«- oder »Hitlersäge« genannt – ist auch heute noch das beste Maschinengewehr moderner Konstruktion. Die Entwicklung dieser Waffe, die bei den Frontverbänden das MG 34 ablöste, wurde von Dr. Gruow geleitet. Das Maschinengewehr wog mit Zweibein 11,3 kg und verschoß die 7,92-mm-Patrone mit einem Geschoßgewicht von 11,7 Gramm und einer Mündungsgeschwindigkeit von 764 Metersekunden. Als schweres Maschinengewehr auf Dreibeinlafette konnte das MG 42 auf eine Entfernung von 3 km feuern. Nach dem Krieg wurde das MG 42 zuerst von den Franzosen übernommen, später auch von der Bundeswehr mit dem NATO-Kaliber 7,62 mm. Die Waffe wurde zunächst MG 42/59 genannt und wird heute als MG 3 bezeichnet.

Technische Daten

System:	Rückstoßlader mit Gasdruckunterstützung
Munition:	7,62 mm
Verschluß:	Rollenverschluß
Gurtkapazität:	250 Schuß
Kühlung:	Luft
Länge:	1,22 m
Lauflänge:	530 mm

Deutsche Infanteriewaffen



Maschinengewehr MG 42